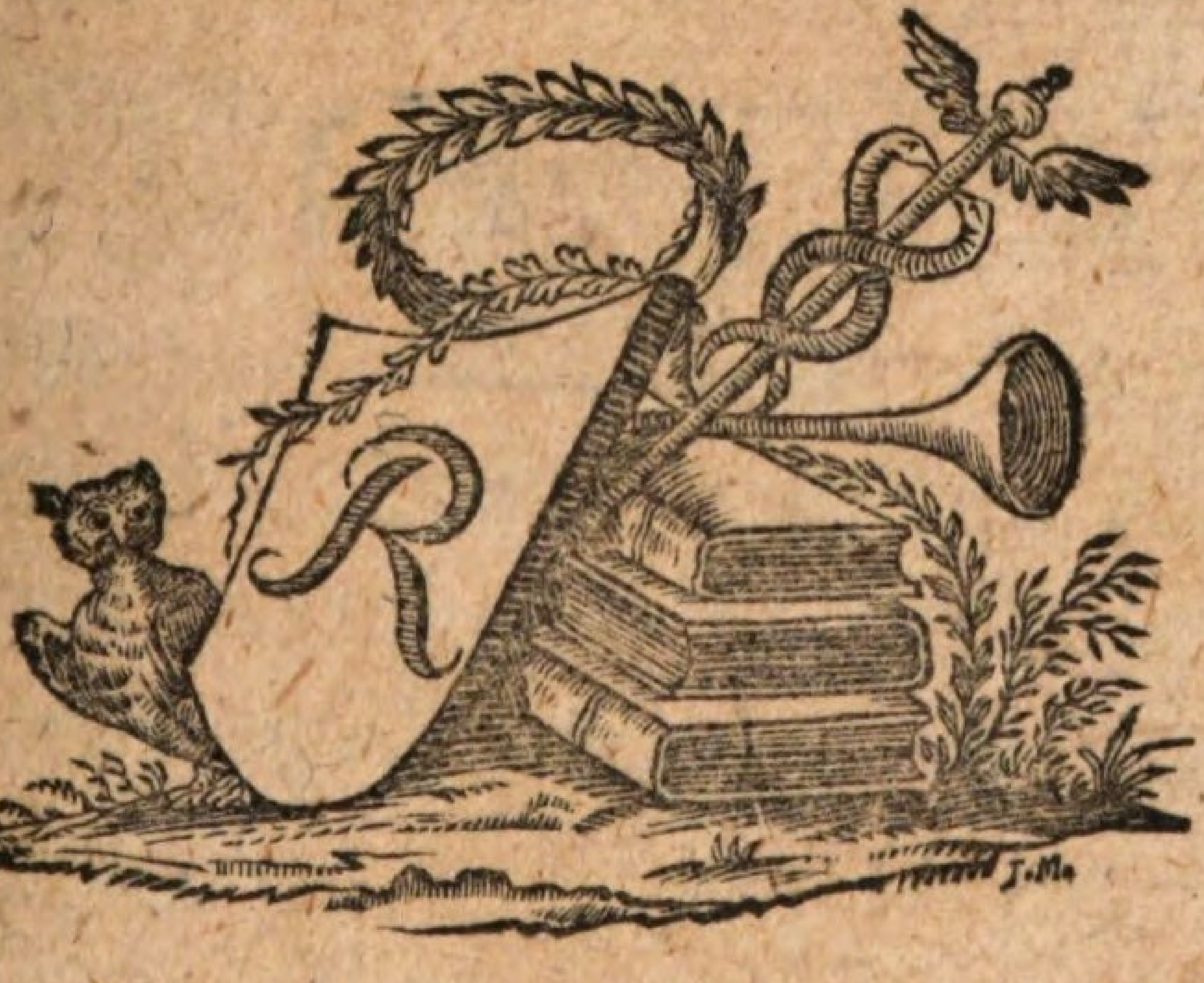
It. sing. 1058

Mauriz Thomans,

ehemaligen Jesuitens und Mißionars in Asien und Afrika,

Reise- und Lebensbeschreibung.

Von ihm selbst verfasset.



Augsburg,
bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.
1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Auf vielfältiges Zureden, und langes Anhalten meiner Freunde habe ich mich entschlossen, diese kurze Geschichte meines Lebens, meiner langwierigen, und gefährlichen — zu Lande, und zu Meere gemachten Reisen, vorzüglich aber meiner achtzehnjährigen unter den Portugiesen ausgestandenen Gefangenschaft, und endlich von derselben Erledigung zu Papier zu bringen.

Diese Geschichte scheint nun desto würdiger zu seyn, um gelesen, und dem Publikum vorgelegt zu werden, weil in derselben zerschiedene Bege-

benheiten, fast unerhörte Schicksale, wie auch eine zwar kurze, aber klare, aufrichtige und getreue Beschreibung der Oerter, der Sitten und Eigenschaften der Völker in Asien, und Afrika vorkommen. Ich versichere gleich zum voraus, daß man in selber nichts finden könne, was ich nicht selbst gesehen, oder erfahren, oder wenigstens nicht von gewiß glaubwürdigen Personen gehört habe. Ob also die darinn vorkommenden Nachrichten, und Begebenheiten interessant, und lesenswürdig sind, oder nicht, wird das Urtheil meiner Leser entscheiden; wenn sie es aber wider mein Vermuthen nicht sind, so wird es doch jedermann einem alten Manne, der so vieles gelitten hat, zu gute haben, wenn er das süße Vergnügen sich an glücklich überstandene Uebel zu erinneren, und selbe auch ande-

anderen zu erzählen genießen will. Nicht um einen Ruhm, oder Ehre von der Welt zu erwerben, habe ich dieses Werk verfertiget, sondern einzig, und allein dem geneigten Leser zu zeigen, wie vielfältigen, und bewunderungswürdigen Schicksalen der Mensch manchesmal ausgesetzet werde, und wie der gütige Gott selben aus dem Abgrunde, wo alles verzweifelt zu seyn scheint, herausreissen, und retten kann. Man wird freylich vieles, so in diesem Werke vorkömmt, vielleicht durch die Hechel ziehen, oder gar für fabelhaft halten; allein man sollte auch zu Gemüth führen, daß viele Sachen in andern weit von uns entferneten Welttheilen anzutreffen sind, die uns unwahrscheinlich vorkommen.

Innhalt.

Erstes Hauptstück.

Schicksal der ersten Lebensjahre bis zu dem Eintritte in die Gesellschaft Jesu. Seite 1

Zweytes Hauptstück.

Eintritt in den Orden. Noviziat bis zur Abreise auf die Mißion. 12

Drittes Hauptstück.

Reise von Rom bis nach Lissabon. 26

Viertes Hauptstück.

Aufenthalt in Lissabon. Seereise bis Mosambique. 35

Fünftes Hauptstück.

Landung in Mosambique. Fortsetzung der Reise, und Ankunft in Goa. 54

Sechstes Hauptstück.

Goanische Merkwürdigkeiten, besonders an Naturalien. 60

Sie=

Siebentes Hauptstück.

Reise nach Afrika. Verschiedene Mißionen daselbst. Seite 83

Achtes Hauptstück.

Gefangennehmung der Mißionarien auf Befehl des Königs in Portugall im Jahre 1759. 95

Neuntes Hauptstück.

Bemerkungen über das Kafernland. 104

Zehntes Hauptstück.

Rückreise nach Goa. Beschreibung der goanischen Mißionen. 141

Eilftes Hauptstück.

Ueberlieferung der Gefangenen von Goa bis Lissabon. 156

Zwölftes Hauptstück.

Ankunft in Lissabon. Einkerkerung der Mißionarien in der Festung des heiligen Julians. 165

Dreyzehntes Hauptstück.

Entlassung einiger Jesuiten aus den Kerkern. Fortsetzung der Gefangenschaft an den übrigen. 183

Vier=

Vierzehntes Hauptstück.

Schicksal des Pater Malagrida. Seite 191

Fünfzehntes Hauptstück.

Zustand der übrigen Gefangenen. Tagordnung, und Beschäfftigung in den Kerkern. 200

Sechzehntes Hauptstück.

Angekündigte Befreyung aus der Gefangenschaft. 218

Siebenzehntes Hauptstück.

Wirkliche Freyheit. Reise von Lissabon nach Genua, Wien, Bozen. Aufenthalt daselbst. 230

Erstes Hauptstück.

Schicksal der ersten Lebensjahre bis zu dem Eintritte in die Gesellschaft Jesu.

Mein Vater Jakob Thoman wohnte als Burger anfangs in der kleinen Reichsstadt Leutkirch im schwäbischen Kreise, und war seines Gewerbes ein Leinweber. Die Bürger von Leutkirch sind vermischter, das ist, theils katholischer, theils lutherischer Religion; doch sind die Lutheraner zahlreicher, und von dieser größern Zahl war auch mein Vater mit seiner Familie, nämlich mit seiner Ehegattinn Katharina Hüttin, und zweenen Söhnen, Jakob, und Joseph.

Der ältere Sohn Jakob, machte sich gählings, zweifelsohne aus Antrieb des heiligen Geistes, aus dem väterlichen Hause flüchtig: begab sich heimlich zum katholischen Pfarrer von Leutkirch, Herrn Mauritius Waibl, einem reichen, gelehrten, und sehr eifrigen Manne, und entdeckte ihm seinen Entschluß den katholischen Glauben anzunehmen.

Der Pfarrer prüfte die Absicht des Jünglings, und als er selbe rein, und sein Herz aufrichtig befunden, unterrichtete er ihn, nahm sein katholisches Glaubensbekenntniß auf, und schickte ihn ganz in der Stille nach Innsbruck zum Studiren.

Der über den Verlust seines Sohns bestürzte Vater hatte indessen doch über diesen Vorgang einige Kundschaft erhalten, und bath den katholischen Pfarrer um die Nachricht von seinem verlohrnen Kinde. Dieser versprach ihm alles zu entdecken, wofern er seinem Sohne selbst nachfolgen wollte. Der Vater verstand durch das, was er anderwärts schon von der Religionsänderung seines Sohns gehört haben mochte, sehr wohl, wohin diese Antwort des Pfarrers zielte; er überlegte also die Sache mit seiner Frau, und seinem jüngern Sohne, und bald darauf folgte diese ganze kleine Familie dem rühmlichen Beyspiele des ältern Sohnes. Sie unterwarfen sich alle der Leitung des nämlichen Herrn Pfarrers, und dieser gab ihnen den Rath ihr Haus, und Geräthe in Leutkirch zu verkaufen, und sich nach Langenargen, einem damals montfortischen, nun österreichischen Flecken zu begeben, um dort vollkommener in der katholischen Religion unterrichtet zu werden.

Dies geschah auch, und den 19 April 1722 legten sie bey den Vätern Kapuzienern zu Langen-

genargen ihr feyerliches Glaubensbekenntniß ab. An diesem nämlichen Tage ward ich gebohren, und erhielt in der Taufe auf Verlangen meines Pathen des Pfarrers zu Leutkirch den Namen Mauritius.

Meine Eltern versetzten nicht lange darnach ihre Wohnung nach Veldkirch, und im fünften Jahre meines Alters verlohr ich meine liebe Mutter, die von siebenzehn zur Welt gebohrnen Kindern nur die genannten zween Söhne, und mich hinterlassen hat. Der ältere meiner Brüder starb als Kapuziner in der Schweiz sehr frühzeitig, der jüngere, seiner Profeßion ein Seidenfabrikant, gieng nach Italien, und ich habe von ihm nie mehr etwas erfragen können.

Mein Vater schritt nachmals zur zweyten Ehe, und Gott bediente sich derselben, meinen Beruf näher zu bestimmen. Denn kaum hatte meine Stiefmutter ein Kind (sein Namen war Franz Xavier) zur Welt gebohren, so fieng sie an, mich mit scheelen Augen anzusehn, und wie sie nur konnte, zu verfolgen. Der Vater mußte sich also entschließen, mich vom Hause zu entfernen; und weil sein ältester Sohn damals schon in dem Orden der Kapuziner seine Gelübde abgelegt hatte, so wünschte er, ich möchte seinem Beyspiele folgen. Er führte mich also bald in diesen, bald in einen andern Ort, und endlich nach Innsbruck, in

der Absicht, mich studieren zu lassen; er erhielt mir zu meinem Unterhalt bey den Patern Kapuzinern die tägliche bessere Suppe, und von einigen andern Gutthätern kleine Beyträge zu meinen übrigen Nothwendigkeiten; und eine alte Jungfer gab mir Quartier, das ich mit noch einigen andern Knaben gemein hatte. — Ich lernte da lesen, und schreiben, und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache; und nach zweyen Jahren fieng ich an das Gymnasium zu besuchen, dessen sieben Klassen, oder Schulen ich dann in eben so vielen Jahren mit mittelmäßigem Fortgang vollendet habe. — Immer lebte ich in gleicher Noth, und Armuth; denn vom Vater, der sich selbst mit harter Mühe durchbrachte, konnte ich keine Hülfe erwarten, und nur die Hoffnung eines bessern Schicksals, das ich durch das Studieren erringen zu können glaubte, unterstützte mich bey meinem Vorhaben.

Nachdem ich das Gymnasium vollendet, gieng ich nach Botzen, und studirte da bey den P. P. Dominikanern die Weltweisheit; ich lebte in dieser Stadt schon um vieles gemächlicher, indem ich mir durch den Unterricht, den ich einigen Kindern gab, meinen Unterhalt verdiente. — Nachdem ich die Weltweisheit studiert hatte, war ich in der größten Verlegenheit. — Mein Vater, und mein Taufpath, auf dessen Hülfe, und Beystand ich mich zum meisten steifte, waren schon beyde

todt,

todt, und ich hatte nun keinen Menschen, auf dessen Hülfe ich mich verlassen durfte. — Zudem war ich bereits 21 Jahre alt, folglich in einem Alter, in dem es hohe Zeit war, mich zu einem bestimmten Stand zu entschließen.

Ich wählte endlich auf Zureden eines sehr guten Freundes das Studium der Arzneykunde, und kehrte nach Innsbruck zurück. — Ich studirte an dieser hohen Schule die Medizin drey Jahre, und hatte zu Lehrern die Herren Doktoren Johann von Payr, Hieronymus Bacchettoni, Karl von Gerstner, und Niklaus von Sterzinger. Ich nährte mich wieder durch den Unterricht, den ich einigen Knaben gab, und durch die Unterstützung guter Freunde.

Nun war es an dem, daß ich von der Medizin die Doktorwürde nehmen sollte; dieß war mir aber unmöglich, weil mir das Geld fehlte, die Kösten davon zu bestreiten. — Der einzige Ausweg wäre gewesen, daß ich nach dem Beyspiele vieler anderen einem Mädchen unter der Bedingniß, daß sie mir das nöthige Geld vorstreckte, die Ehe versprochen hätte. — Aber dazu mich zu entschließen, war mir wieder nicht möglich. — Ich war zwar arm, doch nebenbey stolz, und wollte mich weder in Innsbruck, Bozen, Civitavecchia, und Rom, obwohlen sich einige gute Gelegenheiten ereigneten, noch auch anderswo zu einen solchen Entschluß bequemen,

men, um den gewöhnlichen Vorwurf, ich sey von einem Weibsbild zu einem Herrn gemacht worden, nicht fast lebenslänglich anzuhören.

Ich gieng also wieder nach Bozen, und faßte da in einer schlaflosen Nacht den Entschluß, nach Italien, vorzüglich nach Rom zu reisen: dort in den berühmtesten Spitälern zu practiciren, und endlich wieder in Deutschland meine Versorgung zu suchen.

Ich kleidete mich also als Pilgrim, um desto sicherer zu reisen, verließ den 27 December 1747 das liebe Bozen, und kam in Gesellschaft eines Dominikaner Layenbruders den 20 Jänner 1748 meistens zu Fuße nach Rom; ich nahm das Quartier bey einem päpstlichen Soldaten, der ein Schweizer war, bey welchem ich meinen beßten Freund, und Mitschüler Herrn Doktor Joseph Tomazzoli von Kleß gebürtig antraf. — Ich fieng gleich an fleißig die Spitäler, besonders das Spital vom heiligen Geist in Sassia zu besuchen. — Principal dieses Spitals, unter welchem ich practicirte, war der berühmte Doktor Camillo de Camillis, und sein Gehilf, oder Aßistent der Doktor Johann Karl von Teiß von Montan im Tyrol gebürtig, den ich mir zum besondern Freund gemacht habe, wie ich ihm denn auch sehr vieles verdanke.

Im Monat May, als ich erst bey vier Monate in Rom war, ward zwischen Loretto und

Rom ein ungarischer Officier von einem deutschen Kavalier auf offener Straße angegriffen, und ermordet, und der Mörder war nach der That in Pilgrimskleidern nach Rom zurück gekommen. — Dies wußte der Gubernator, und ward zugleich ihm hinterbracht, der Missethäter wohne im Borgo im Vicolo del Fico bey einem päpstlichen Soldaten, und so trafen alle Umstände auf mich zusammen.

Den 15 May Abends kamen auf einmal vier oder fünf Schergen ins Haus, und fragten jeden, und endlich auch mich um Namen, Vaterland, Verrichtung u. d. g. — Ich wies zu meiner Rechtfertigung meine Tauf- und Studienzeugnisse, und den Passeport vor: Aber das war nicht genug; ich mußte ihnen meinen Koffer öffnen, und, als sie da mein Pilgerkleid fanden, fragte mich der Capo dieser Häscher, ob es mir zugehöre? Als ich es bejahte, schickte er einen ab, beym Gubernator sich anzufragen, ob ich sollte gefangen werden. Dieser Bothe kam wirklich bald darauf mit dem fürchterlichen Befehl zurück, und, nachdem man mich noch einmal befragt hatte, ob das Pilgerkleid mein sey, und ich es bekräftigte, ward ich gebunden, und mit vieler Behutsamkeit in das große, und prächtige Gebäude der römischen Kerker geführt. Die Gassen, durch die man mich führte, waren alle mit Häschern besetzt, damit ich ja nicht entrinnen könnte. — Ich ward gleich über allgemeine Fragstücke verhört, am

ganzen Leibe besichtiget, und dann in ein Gefängniß geführt, wo fünf Uebelthäter lagen. Man nahm mir die Perücke, Schuhe- und Hosenschnallen, die silberne Halsbindelschließe, das Gebethbüchlein ab, und ließ mir den Rosenkranz, und einige Bajorchi an Geld, die ich in der Tasche hatte.

Da lag ich nun auf einem Strohsacke, und aus meinem eignen Rocke gemachten Kopfpolster, im Kerker unter fünf Spitzbuben, die vermuthlich alle den Galgen verdient hatten, in einem fremden Lande, ohne Freunde, ohne Hülfe, und selbst des größten Verbrechens beschuldigt. — Ich sagte meinen saubern Kameraden, ich sey ganz unschuldig, aber sie gaben mir die tröstliche Antwort, es sey kaum möglich, daß ein Unschuldiger in dieß Gefängniß gestoßen werde. — Doch ich war meiner Unschuld bewußt, und schlief drey Stunden ganz ruhig. — Des andern Tags in der Frühe ertheilte ich einigen der Mitgefangenen, die krank lagen, nach meinen medizinischen Kenntnissen guten Rath, und bald darauf kam der Kerkermeister, und befahl mir mich zu bekleiden, und mit ihm zu gehn. Ich sagte den Gefangenen mein erstes, und letztes Addio, und folgte dem Kerkermeister. Dieser gab mir gleich alle die vorige Nacht mir abgenommene Sachen zurück, und führte mich in den Verhörsaal, wo der Lieutenant, oder Oberaufseher über die Kerker in Staatskleidern sich befand.

fand. — Er fragte mich, mit dem Schlüssel meines Koffers in der Hand, ob ich ihn kenne. Ich sagte: ja; denn er war es, der mich Tags zuvor hatte binden lassen, und mich bis zum Kerker begleitet hat. — Nun vergeben sie uns die Unbild, und Schmach, sagte er, die wir Ihnen angethan haben; Ihre Unschuld ist am Tage; Sie können von nun an nach ihrem Belieben in Rom leben; Niemand wird sich unterstehn, Ihnen ein Haar zu krümmen: Und so ward ich in aller Frühe wieder entlassen, und zwar ohne das Mindeste zu bezahlen, das in Rom was Seltnes ist.

Mein erster Gang war in die Kirche, dem Himmel für meine Befreyung zu danken. — Die Freude meiner Freunde bey meiner Zurückkunft war außerordentlich, und eben sie waren eigentlich die Ursache meiner so baldigen Befreyung, indem sie mir das einstimmige Zeugniß gegeben haben, daß ich seit meinem Aufenthalt in Rom nie eine Nacht außer dem Hause zugebracht habe; und das war genug meine Unschuld offenbar zu machen, indem es von dem deutschen Kavalier sicher war, daß er anfangs in Rom gewesen, dann nach Loretto gereiset, und dann wieder als Pilgrim nach Rom zurück gekehret ist.

Sollte dieser Zufall vielleicht eine Probe gewesen seyn, ob ich Standhaftigkeit besäße in einem erschrecklichen, unflätigen unterirdi-

schen Kerker so viele Jahre zuzubringen, als ich in dem römischen Kerker Viertelstunden zugebracht habe?

Ich fuhr dann wieder fort die römischen Spitäler zu besuchen; mein fernerer Aufenthalt in dieser Stadt war sehr angenehm, denn ich hatte die Gesellschaft fünf ehmaliger Schulkameraden von Innsbruck, nemlich der Doktorn Joseph Tomazzoli, Peter Zazzer, Joseph Ritter, Gagers, und Riester. — Etwa ein Jahr darnach ward der Doktor Teiß Stadtphysicus zu Civitavecchia, einem 48 italiänische Meilen von Rom entlegenen Städtchen, das mit einer Vestung, und einem, Meerhaven versehen ist, allwo die päpstlichen Galeeren stehen, übrigens eine sehr ungesunde Luft hat. — Ich begleitete den Doktor Teiß dahin, setzte bey ihm meine Praxis fort, führte seine Wirthschaft, und lebte immer in der Hoffnung, er würde mir Mittel verschaffen, den Gradus nehmen zu können: doch war alles vergebens. — Ich kehrte also nach fünfzehn Monaten bey Gelegenheit des Jubiläums von Anno 1750 nach Rom zurück.

Ich war nun schon in einem Alter von 27 Jahren, und hatte noch immer keine Aussicht, zu dem mir vorgesetzten Ziele zu gelangen. Aber eben damals, da ich es am wenigsten glaubte, war ich meinem Ziele, das aber nicht ich, sondern Gott mir vorgesteckt hatte, am nächsten.

Eben

Eben dazumal befand sich in Rom der Jesuit Pater Archangelus d'Origni, ein Veroneser, Generalprokurator der goanischen Provinz, und suchte taugliche Leute zu Mißionarien nach Indien zu schicken. — Dieß erfuhr ich, und gleich ward alsdann mein Entschluß gefaßt, ein Jesuit zu werden, indem ich den nämlichen Vorsatz schon in Innsbruck gemacht, jedoch denselben dazumalen wieder aus dem Sinne geschlagen hatte.

Ich gieng also zu diesem Pater, entdeckte ihm meine ernstliche Gesinnung, als Jesuit, und Mißionar Gott zu dienen, und bath ihn, mich in den Orden aufzunehmen. Ich erhielt auch von ihm gleich das erwünschte Jawort; nur, sagte er, müßte ich dazu auch noch das Fiat des hochwürdigen Pater Generals, und des Provinzials der römischen Provinz haben. — General des ganzen Ordens war damals der hochwürdige Pater Franz Retz ein Prager, und römischer Provinzial der hochwürdige Pater Timoni aus Chio in Griechenland gebürtig. — Ich stellte mich vor beyden, und beyde hießen mein Vorhaben gut, und stärkten mich in selbem.

Nachdem ich dem goanischen Pater Prokurator alle meine medicinische Zeugnisse vorgezeigt hatte, wünschte er, ich möchte vor meinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu auch das Doktorat der Arzneywissenschaft nehmen; schickte mich demnach auf Kosten der Gesellschaft Jesu nach

Ma-

Macerata, und gab mir ein Empfehlungsschreiben an dem Rektor des dasigen Jesuiten Kollegiums, in welchem ich während meines ganzen Aufenthalts gut bin bewirthet worden.

Macerata ist eine sehr berühmte, und alte Stadt in Umbrien, die eine Universität hat. Auf dieser ward ich den 2 December 1750 nach ausgestandenen Prüfungen Doktor der Philosophie, und der Medizin, und zugleich Comes Palatinus, und Eques auratæ Militiæ kreirt. — Neben den Ceremonien, die bey Kreirung eines Doktors gewöhnlich sind, ward mir auch des Ritterstitel wegen ein Helm auf das Haupt gesetzt, und ein Degen an die Seite gehängt.

Zweytes Hauptstück.

Eintritt in den Orden. Noviziat bis zur Abreise auf die Mißion.

Wie ich dann mit meinem Doktorsdiploma nach Rom zurück kam, war dieß gedachtem Prokurator noch nicht genug, sondern ich mußte zuvor auch ein praktisches Examen aus der Medizin ausstehn; und als ich auch dieß glücklich ausgehalten hatte, ward mir endlich der 13 December zum Eintritte in das Noviziat bestimmet. — Als der bestimmte Tag ankam, beur-

beurlaubte ich mich von meinen Freunden. Ganz deutlich weiß ich mich zu erinneren, wie mir bey dieser Gelegenheit jemand zugeredet habe: ich sollte doch meinen Vorsatz änderen; es wäre ja immer besser, im Deutschland mich mit einem hübschen Mädchen zu verehlichen, als in Indien unter den Heyden, und in Afrika unter den schwarzen Mohren zu schmachten. Dieß konnte ich zwar gar leicht thun, da ich nunmehro mit meinem Doktorsdiploma und andern beßten Attestaten versehen war, wenn es nicht mein Beruf gewesen wäre, die Welt gänzlich zu verlassen, und meinem gütigsten Gott nach einem übel geführten Lebenswandel ernstlich zu dienen: Also ohne auf diese falsche Sirene zu horchen, eilte ich dem Noviziat di Sant Andrea zu, wo mich der Gewohnheit nach einige Patres aus andern Häusern der Gesellschaft Jesu erwarteten, mir zu gratuliren, und mich zu umarmen.

Ich behielt anfangs meine weltlichen Kleider, wohnte in einem besondern Zimmer, und ward von einem Novizen in den gewöhnlichen Uebungen, und Verrichtungen unterrichtet. Nachdem ich ferners die geistlichen Exercitien des heiligen Ignatius gemacht hatte, erschien ich am 20 December das erstemal im geistlichen Kleide, und ward den übrigen Novizen beygesellet.

In meinem Leben habe ich keine so ganz vergnügte Zeit gehabt, als die ein und zwanzig

Monate, die ich in dem Noviziate zu Rom zugebracht habe. — Das Gebäude so, wie die daran stoßende Kirche, und Gärten, ist prächtig. — Meine Mitnovizen waren junge Leute von großem Adel und beßten Herzen, den heiligen Aloysiußen und Stanislaen ähnlich, die ihre Probejahre in diesem nämlichen Hause ausgestanden hatten. — Der Rektor, der zugleich Novizenmeister war, Pater Innocenz Gentili, prüfte mich zwar einige Monate hindurch mit einem verächtlichen Amte, das er mir auftrug: Er argwohnte vielleicht, ich möchte meines Doktorats, und meiner Jahre wegen (denn die übrigen Novizen nannten mich insgemein nur den Alten) mehr Stolz, als andere haben; als er aber sah, wie ich alles mit heiterem Gesichte, und gutem Willen verrichtete, fieng er an aufs verträulichste mit mir umzugehn; er berathschlagte sich mit mir, wenn er unpäßlich war, und ich dörfte in sein Zimmer gehn, ohne anzuklopfen; ich habe auch in Indien noch trostvolle väterliche Briefe von ihm empfangen. — Ueberhaupts hatte ich das Glück von allen und jeden, im Noviziathause geehrt, und geliebt zu werden; und kann ich mit Wahrheit behaupten, daß mir damals an Seele, und Leib gar nichts abgieng.

Die italiänische Sprache hatte ich bereits so gut erlernet, daß man mich kaum mehr für einen Deutschen erkannte. Deswegen, und wegen meiner guten Aussprache mußte ich

im

im Noviziate sowohl als im Profeßhause sehr oft beym ersten Tische vorlesen. — Die Sonn- und Feyertäge ward ich insgemein auf die grossen Plätze der Stadt Rom geschickt, dem gemeinem Volke Christenlehre und kurze Predigten zu halten; und Gott belohnte diese meine Arbeit zum öftern dadurch, daß mancher großer Sünder in sich kehrte, und ein besseres Leben zu führen unternahm.

Am letzten April 1751 mußte ich in Gesellschaft noch zweener Novizen mit dem Bündel auf dem Rücken, und dem Pilgerstab in der Hand eine Reise nach Aßis antreten, und in den unter Wegs gelegenen Ortschaften predigen. — Wir hielten Unterweisungen von der christlichen Lehre, und kurze Predigten, meistens gegen den Abend, und auf den öffentlichen Plätzen; auch sangen wir durch die Gassen einige Lieder, die sich auf die vier letzten Dinge des Menschen bezogen; und das Volk begleitete uns schaarenweise, folgte uns in die Kirche, und verrichtete dort mit uns unter vielen Geißelstreichen das Gebeth.

In dieser unserer Pilgerschaft haben wir viele, und schöne merkwürdige Sachen gesehn, besonders da wir in Montefalco gekommen, haben uns die alldasigen Klosterfrauen aus dem Orden des heiligen Augustins den unversehrten Leib der heiligen Clara gezeiget. — In der That er ist nicht nur würdig gesehn, sondern auch höchstens

stens bewundert zu werden; denn es scheint, als wäre diese Heilige erst den vorhergehenden Tag in Gott entschlafen; ihr Angesicht ist vollkommen, und schön gestaltet; die Nägel der Händen, und Füßen sind röthlicht, und lebhaft. Billig sind auch die Instrumenten des bittern Leidens unseres Herrn Jesu Christi zu bewundern, die man nach ihrem Tode in dem Herzen derselben gefunden hat. — Nebst diesen sind auch drey kleine Kügelein in ihren Herzen angetroffen worden, deren eines so viel wiegt, als die andern zwey, und die zwey so viel, als eines. — Man will behaupten, daß diese drey Kügelein das Geheimniß der allerheiligsten Dreyfaltigkeit vorstellen. — Eines aus diesen dreyen, wie man sagt, hat sich zur Zeit gespaltet, als Martin Luther seine falsche Lehre auszubreiten begann.

In der Sakristey der Hauptkirche allda ist uns ein unverwesener, doch aber ziemlich ausgedorter Körper gewiesen worden; dieser stellet einen tiefschlafenden Menschen vor, der seinen Kopf auf seinem linken Arm anleinet, und einen Fuß, oder Schenkel ein wenig aufhebt: wer dieser Mann gewesen, hat man keine gewiße, und sichere Nachricht; da aber das Volk ihm die Ehren eines Heiligen zueignen wollte, befahl der Bischof, ihn von seinem mit eisernen Gittern umgebenen Orte fortzutragen, und in die Sakristey zu übersetzen. — Man will doch behaupten, dieser Mann sey ein Spagnol gewesen,

sen, und da er als ein armer Pilger in dieser Stadt angekommen, und nirgendswo eine Herberge erhalten konnte, soll er gesagt haben: — So will ich mich also zu der Kirchenmauer niederlegen, und dort schlafen, bis auf den jüngsten Tag. — Das Wunderwerk bestehet darinn, daß dieser Körper allem Ungewitter, als Hitze, Kälte, Regen, und Schnee so viele Jahre hindurch alldorten ausgesetzet war, und doch immer unversehrt geblieben ist. Da wir unsere Pilgerschaft weiters fortsetzten, kamen wir zu einer andern Stadt, (deren Namen mir ausgefallen) dort zeigte man uns aus besonderer Gnade den unversehrten Leib des heiligen Jakobs aus dem Predigerorden, auf dessen Händen man noch einige Blutstropfen sehen konnte, die ihm aus der Seite eines Crucifixbilds herunter geflossen waren. Diese wunderthätige Bildniß wird in der nächsten Seitenkapelle, als ein großer Schatz aufbehalten, und nur der Pater Prior des Convents verwahret den Schlüssel; kann also dieser wunderthätige Schatz niemals eröffnet, und gesehen werden, außer mit Erlaubniß des P. Priors; alsdann kömmt ein Priester mit einem Rauchmantel umgeben, sammt zween Aßistenten; und so wird der ehrwürdige Schatz mit brennenden Fackeln und musikalischen Instrumenten endlich eröffnet.

Von dorten näherten wir uns zu der so genannten Portiuncula, allwo ein sehr schönes, und großes Franziscanerkloster, und der so prächtige

tige Tempel (Unsere liebe Frau der Engel genannt) billig zu bewundern ist. — Das kleine Kirchlein Portiuncula stoßet an dem großen Tempel an, allwo, wie betheuret wird, Christus der Herr dem seraphischen Vater Franziscus den vollkommenen Ablaß verliehen hat. — Außenher des Kirchgens sind einige alte mit Dörnern besetzte Rosenstauden, in welchen, wie man erzählet, der heilige Vater sich so lang sollte herum gewälzet haben, bis er sein rebellisches Fleisch gedämmet hatte.

Eine starke halbe Stunde von Portiuncula ist die Stadt Aßis entlegen; den 13 May kamen wir alldorten an, und sind in dem größten und prächtigsten auf einer Anhöhe liegenden Convent der Pater Conventualen auf das höflichste empfangen, und bewirthet worden; — drey Tage haben wir uns dort aufgehalten, um ein wenig auszurasten, unsere Andacht zu verrichten, und die Merkwürdigkeiten zu beobachten.

Es sind, bey gemeldeten Vätern, so zu sagen, drey Kirchen, eine auf die andere gebauet; in der untersten lieget der seraphische heilige Vater Franciskus unversehrt auf seinen Füßen stehend, sammt vielen anderen heiligen Leibern des seraphischen Ordens; man kann aber nicht das Vergnügen haben, diese so wunderbare Schätze zu besichtigen; indem man keinen Menschen mehr hineinläßt. — In der mittlern Kirche halten die Patres ihren Chor, und andere geist-

liche

liche Aemter. Es ist ein altes, und zimlich finsteres Gebäude, und erreget schon bey dem Eintritte einen heiligen Schauder. — Die oberste Kirche aber ist schön, und hell. — In der Sakristey ist uns aus besonderer Gnade der große, und vielfach zusamm gelegte weiße Schleyr der seligsten Jungfrau Maria, den sie in ihrem Leben soll getragen haben, gezeiget worden; dieser wird niemalen zur öffentlichen Verehrung ausgesetzet; es sey dann, daß ein allgemeines Anliegen des Landes es veranlasset.

Da wir abreisten, und von dem hochwürdigen Pater General, der sich bey dem allgemeinen Kapitel der Studien befand, uns beurlauben wollten, wurden wir bevor von ihm mit einer vortrefflichen Ciocolata gestärket, und nach ertheiltem heiligen Segen sind wir von ihm ganz gnädig entlassen worden. — Den Rückweg nach Rom nahmen wir meistens durch Seitenwege, um unsere geistlichen Uebungen auch in andern Städten, Marktflecken, und Dörfern zu verrichten. — Ueberall wurden wir mit Begierde erwartet, und mit vielen Ehren empfangen; zu Ende des Monats May haben wir frisch, gesund, und wohlauf mit großem Vergnügen unseres Herzens das liebe Noviziat wiederum betreten.

Nachdem ich also die starke Probe meiner Pilgerschaft nach Aßis glücklich ausgestanden hatte, setzte ich mein Noviziat mit großer Freu-

de, und innerlichem Vergnügen wieder fort; ich befliß mich immermehr, die einem Mißionar nothwendigen Tugenden, besonders aber die Starkmüthigkeit, wahre Geduld, und Demuth von Gott zu erhalten.

Das darauf folgende Jahr mußte ich wieder den letzten April auf eine solche Mißionarreise ausgehn. — Unser Ziel war diesmal Monte Caßino. — Wir verließen also unser Noviziat, mit dem gewöhnlichen Reisegelde von dreyen Paoli. — Doch war diese Reise für mich nicht so vergnüglich, als die vorige. Denn erstens hatte ich die Obsorge über meine zween Gefährten Askanius Grechi, und Franz Franzeskeli; dieser war aus Corsika, jener von Pisa gebürtig: und dann hatten wir auch sehr beschwerliche Wege zu machen. — Wirklich mußten wir uns in Frossenone einige Tage aufhalten; weil meiner Gespäne schwächere Leibsbeschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Reise nicht länger auszuhalten vermochte. — Unsere Gutthäter gaben uns sodann Pferde bis Sora. — In Casamara speisten wir zu Mittag bey den Vätern von Trappa. Das ganze Mahl bestand aus zwoen Menestern, oder Suppen, einer von Hülsen, der andern von Kräutern, mit beygesetztem Weine, und Brod, und einigen Nüssen. — Wir wurden sodann zu dem Abte des Klosters geführt, der zugleich Bischof von Tivoli war. — Sein Zimmer war aber so klein, daß der Abt, zween andere

Mön-

Mönche, und wir drey Novizen, folglich in allem sechs Personen mit Mühe Platz fanden uns niederzusetzen. — Der strenge Orden von Trappa hat nicht mehr, als drey Klöster, dieses zu Casamara auf den Gränzen des Neapolitanischen, eines in Toskana, und das dritte, die Trappa genannt, von dem der ganze Orden seinen Ursprung, und Namen hat, in Frankreich: So viel mir bekannt, ist nun das toskanische Kloster aufgehoben. — Diese Mönche essen weder Fleisch, noch Fische; sie liegen fünf bis sechs Stunden des Tags dem Feldbaue ob, und haben daher auch eine doppelte Kleidung, eine braune zur Arbeit, und eine weiße im Kloster, und in der Kirche, beyde von groben Tuche; die weiße hat so weite, und lange Aermel, daß es Müllersäcke zu seyn scheinen. Diese Mönche können demnach ihre Hände mit harter Mühe hervorschwingen. — Ihr Chorgesang ist noch kläglicher, länger, und trauriger, als jenes der Karthäuser. Das Stillschweigen wird äußerst streng gehalten, und sie reden, so zu sagen, nur mit gewissen Zeichen miteinander. Man kann beynahe behaupten, daß es keine härtere Lebensart giebt, als jene ist, welche diese Mönche freywillig führen. Zu diesem so strengen Orden taugen folglich keine andere Leute, als jene, die der schnöden Welt schon überdrüßig, derselben gänzlich absterben, Gott allein dienen, und ihr Seelenheil einzig befördern wollen.

Wir setzten alsdann unsere Reise fort, betraten das neapolitanische Gebiet, und langten in der Stadt Sora an, allwo wir ein schönes Kollegium der Gesellschaft Jesu antrafen. — Drey Tage haben wir uns in selbem aufgehalten, um ein wenig auszurasten, und unsere Kräfte zu erholen. Von Sora kamen wir nach Arpino; dies ist das Geburtsort des Cicero, des größten Meisters in der Beredtsamkeit; wir giengen weiter nach Roccha Seccha, wo ein altes, und schönes Schloß (Castrum sancti Joannis genannt) annoch zu sehen ist, in welchem einst der heilige Thomas von Aquino von seinen eigenen Brüdern festgesetzet worden; weil sie ihn zwingen wollten, den Predigerorden zu verlassen: dort blieben wir selbe Nacht, und weil der Berg Caßino nur noch zwölf wälsche Meilen entlegen war, entschlossen wir uns, in aller Frühe den hart zu besteigenden Berg zu übersetzen, und dort als an unserem bestimmten Ziel unserer Pilgrimschaft die uns vorgeschriebene Andacht zu verrichten.

Wir waren schwach, und ermüdet, und wurden von den Vätern Benediktinern alsogleich mit größter Freude, und Höflichkeit empfangen, und aufs beßte bewirthet; jedoch das Essen bestand in Fastenspeisen, weil der heilige Vater Benediktus, da er auf dem Berg Caßino seinen heiligen Orden stiftete, seinen geistlichen Söhnen ausdrücklich befohlen hatte, alldorten nur Fastenspeisen zu genießen.

Drey

Drey Tage wurden uns vergönnet unsere Kräfte, die wir auf den harten Tagreisen zimlich verlohren hatten; zu erholen. Zu dieser Zeit sind uns alle Kostbarkeiten von den Religiosen, die alle von hohen neapolitanischen Adel herstammten, gutherzig gezeiget worden. — Die Kirche kann wegen der Größe, Glanz, Zierde, und Pracht nicht genugsam angerühmt werden. — Alles bestehet aus dem schönsten, und kostbarsten Marmor von zerschiedener Art, und aus andern edlen Steinen, die aufs künstlichste ausgearbeitet sind. Der Chor, wo die Religiosen das Lob Gottes zu singen pflegen, ist billig als ein großes Kunststück der Bildhauerarbeit zu bewundern. — Mit einem Wort, diese Kirche scheint ein irdisches Paradies zu seyn.

Und was sollte ich von der schönen mit den künstlichsten Gemälden herrlich ausgezierten Kapelle melden, in welcher der heilige Vater Benediktus, und seine heilige Schwester Scholastica ruhen? Nur ist zu bedauren, daß man diese zween so große heilige Schätze, die noch unerhoben sind, nicht sehen kann.

Es verdienet auch angerühmet zu werden das schöne, große, und prächtige Refectorium, oder Speissaal, in welchem ein Kunststück der Malerey billig kann bewundert werden: dieses stellet Christum den Herrn sammt seinen Jüngern vor, wie er in der Wüste das andächtige

hungrige Volk mit fünf Broden und einigen Fischlein gesättiget hat. — Nachdem wir in diesem großen, und prächtigen auf einem hohen Berge erbauten Kloster, das vielmehr eine kleine Stadt zu seyn scheinet, die drey Rasttäge zugebracht hatten, sind wir ganz vergnügt, von einigen Vätern ein gutes Stück Weges über den Berg hinunter begleitet, von einander geschieden.

Auch dieses Jahr nahmen wir ganz andere Seitenwege, um andere Städte, Marktflecken, und Dörfer anzutreffen, allwo wir unsere geistlichen Uebungen verrichten konnten. — In der Stadt Anagni sind wir von dem dasigen Bischof Monsignor Monti aufs höflichste empfangen, und zween Tage in seinem eigenen Palast aufs beßte bewirthet worden. — Unter andern Merkwürdigkeiten ist alldorten das prächtige Grabmahl der heiligen Salome zu bewundern.

Da wir endlich in Frascati ankamen, sind wir ein paar Tage in dem Kollegium der Gesellschaft Jesu geblieben, um ein wenig auszurasten, die Alterthümer desselbigen Orts, prächtige Paläste, Lustgärten, Wasserkünste, und das von der Stadt, eine kleine halbe Stunde entlegene schöne, und prächtige auf einer angenehmen Anhöhe erbaute Lusthaus, allwo die Scholastici des römischen Kollegiums ihre Vacanzzeit lustig zubrachten, zu sehen, und zu bewundern. — Es fehlte uns demnach nur noch

eine

eine Tagreise zu machen, um wiederum unser geliebtes Noviziat zu betreten, und den letzten May uns zu den Füßen unsers Novizenmeisters demüthig niederzulassen; welcher, nachdem er uns gleich einer liebreichen Mutter zärtlich empfangen hatte, hat er sich noch mehr, als wir gedemüthiget, und unsere von der Reise ermatteten Füße eigenhändig gewaschen; wir wollten es zwar durchaus nicht zulassen; aber er befahl ganz ernsthaft zu gehorsamen.

Es könnte einer, oder der andere fragen, warum die Gesellschaft Jesu ihre zarten Novizen ein ganzes Monat hindurch als Pilger herum schickte, da doch kein anderer Ordensstand so harte Probe, oder Prüfung vorzunehmen pflegt? ich antworte; das war so zu sagen nothwendig; weil die Gesellschaft Jesu mehr, als andere Religiosen mit der Welt umzugehn hatte, und unterschiedliche Aemter vertreten mußte; mit dieser Gelegenheit also der Pilgerschaft zeigte ein jeder vorzüglich seine Sitten, Leidenschaften, Wissenschaft, und Standhaftigkeit in seinem Berufe. — Mir ward diese Pilgerschaft vermuthlich darum zweymal aufgetragen, weil ich zu den Mißionen in Asien, und Afrika bestimmt war, und also eine genauere Prüfung vor andern nöthig hatte. Ich setzte hierauf in Rom bis folgenden September, folglich bis nach vollendeten 21 Monaten mit großem Vergnügen meines Geistes das Noviziat fort. — Da beschloß nun der goanische Prokurator einige von

denen, so er aufgenommen hatte, nach Indien zu schicken. — Er wählte dazu den Pater Jakob Cetti von Como, als Superior, den Hieronymus Nicolini von Trient, den Franz Xav. Camerini von Bologna, und mich.

Drittes Hauptstück.

Reise von Rom bis nach Lissabon.

Wir vier also begaben uns auf die Reise den 17 September 1752. Nachdem wir nun vom Pater General Ignaz Visconti, und unserem liebsten Novizenmeister den väterlichen Segen erhalten, und unsere zwey und vierzig Mitnovizen umarmet hatten, nahmen wir den Weg nach Viterbo.

Es scheint zwar die Billigkeit zu fodern, daß ich, bevor die liebe, und heilige Stadt Rom von mir entrissen wird, etwas weniges von derselben melden, und aufs beßte beschreiben sollte. Allein dieses ins Werk zu setzen, würde ein besonders Büchlein zu verfassen nöthig seyn, und dennoch müßte das mehreste abgängig bleiben, wenn ich die Prächtigkeit dieser Stadt, das erstaunliche, prächtigste, kostbarste, größte Gebäude des Vaticans, mit anstoßender nicht genugsam zu bewunderenden heiligen

ligen Peterskirche, sammt ihrem ansehnlichsten ergötzlichen Platz, wie auch alle andere schönsten, und prächtigen Plätze der Stadt, und die auf denselben aufgestellten von Griechenland, und anderswo mit größten Unkosten zugeführten kostbarsten Spitzsäulen, oder sogenannten Obelisken, die berühmtesten, und kunstreichsten Statuen, Sprützbrunnen, Wasserkünste, ergötzlichsten Lustgärten, größten und zierlichsten Tempel, und Kirchen, und in denselben die kostbarsten Altäre, besonders den Altar des heiligen Vaters Ignatius, und Sancta Maria major, so daß dieser auf eine Million, jener aber auf eine halbe Million Scudi sich belaufen soll; die Heiligthümer der größten Heiligen der Kirche Gottes: die berühmtesten Alterthümer der Welt: die unschätzbaren Gemälde, die unzahlbaren Raritäten: die Zierde des Priesterthums, die Menge der Patriarchen, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten: die großen, und herrlichen Klöster, und Ordensstände, wenn, sage ich, dieß alles von mir erzählet, und beschrieben werden sollte, wo würde es wohl hinkommen? denn es ist außer Zweifel zu setzen, Rom sey die auserlesenste Stadt, der Wohnsitz so vieler Kaiser, und Päpste: (obwohl itzt nicht so volkreich als vormals) wo das menschliche Auge und Herz sich vergnügen, erfreuen, und ergötzen kann. — Ich habe zum öftern sagen gehört, daß wer in der Welt, um etwas schönes, und prächtiges zusehen, herum reisen will, sollte die Stadt Rom am allerletzten besichtigen; im wi-

drigen

drigen Falle, würde man die übrigen großen, und prächtigen Städte weniger schätzen, als sie es vielleicht verdienen. In der That habe ich in meinem weiten Herumreisen über zweyhundert große, und kleine Städte gesehn; aber keine irgendswo angetroffen, wie Rom; obwohl ich in derselben nur den mindesten Theil der kostbarsten, und schätzbarsten Sachen zu sehn das Glück gehabt habe. — Nun wiederum auf unsere vorgenommene Reise zu kommen: In Viterbo, so eine in dem päpstlichen Gebiete liegende berühmte, und sehr alte Stadt ist, haben wir das Glück gehabt, den unversehrten Leib der heiligen Rosa von Viterbo genannt, zu besichtigen, und zu verehren; die Kirche, in der sie ruht, hat sie einst von einer großen und gefährlichen Feuersbrunst unverletzt erhalten. Als wir darauf in der großen, und schönen Stadt Siena ankamen, obgleich alldort viele schöne, und prächtige Sachen würdig zu sehen gewesen wären, haben wir nichts anderes, als das grosse, schöne, und berühmte Seminarium, allwo die zarte Jugend des größten Adels auferzogen wird, besichtigen können, um unsere Reise nach Florenz zu beschleunigen. — Den 22 September kamen wir alldort an; aber mit nicht kleinen Misvergnügen; indem uns niemand aufnehmen, und beherbergen wollte: denn das Noviziat der Gesellschaft Jesu gab vor, es hätte für uns keinen Platz: das Kollegium aber sagte: „die Novizen gehören in das Noviziat;„ und so geschah es, nach eingenommenen Mittagmahl

wir-

wurden wir dahin geführet, und verblieben all- dort acht Tage, so lang nämlich, bis vier andere Novizen, die schon mit uns nach Indien geschickt zu werden bistimmet waren, nämlich Franz Xavier Wendel, Scholasticus von Würzburg, Franz Mock von Wien, ein Goldschmied, Anton Camici von Florenz, ein Schnitzarbeiter, und Nikolaus Gori von Siena, ein Bordenwirker, mit allen Nothwendigen versehn, und mit uns nach Portugall zu gehn bereitet waren.

In dieser so großen, und prächtigen toskanischen Haupt- und Residenzstadt haben wir gar wenig besichtigen können, weil wir annoch Novizen waren. — Wir nahmen also den Weg durch Prato, Pistoja, und Luca nach Lerici, einen kleinen Seehaven, wo wir das erstemal das ungestüme Meer erfahren, und probiret haben. In der That, es hat uns gleich von Anfang keinen kleinen Schrecken, aus Ursache der großen, und tobenden Wellen eingejagt, und mußten wir mit unserer gemietheten Felucke drey Tage, welche Reise leichterdings in einem Tage konnte gemacht werden, bis nach Genua zu kommen, zubringen; weil wir sowohl in Porto Venere als Levanto anlandeten.

In dieser Stadt wohnten wir einige Zeit in dem schönen, und großen Profeßhause der Gesellschaft Jesu, so lang nämlich, bis alles in Ordnung gebracht wurde, und alle Mißionarien, die nach Asien, und Amerika geschickt wur-

wurden, beysammen waren. — Bey dieser Gelegenheit hatten wir das Vergnügen, die dasigen Novizen öfters heimzusuchen: die schöne, und prächtige Stadt zu besichtigen, und die schönsten Paläste, Kirchen, Klöster, Lustgärten, und andere Merkwürdigkeiten zu bewundern, besonders aber den bequemen, und sichern Meerhaven, der mit einem festen Molo, das ist, starker Mauer umgeben ist, um die auf den Ankern stehenden Schiffe zu versichern.

Nachdem also der niemal genugsam zu lobende Pater Celli Prokurator aller Mißionen mit großer Liebe, und Aemsigkeit, all Nothwendiges uns verschaffet hatte, und alle Mißionarien in Genua schon versammelt waren, die siebenzehn an der Zahl ausmachten, miethete er ein schottländisches Schiff, dessen Kapitain, obgleich ein Protestant, ein guter Mann war; er hatte auch seine Frau bey sich, die uns eine gute, tugendhafte, und verborgne Katholikinn zu seyn schien. — Das Schiff war nicht gar groß, jedoch mit drey Mastbäumen versehen, aber schon so alt, und übel zugerichtet, daß es an einigen Orten mit eisernen Reifen befestigt werden mußte, und daß einige genuesische Kaufleute, wie sie es bemerkten, demselben ihre Waaren nicht anvertrauen wollten. — Das Glück war, daß wir von allem diesem nichts wußten, als da wir uns außer Gefahr befanden. Den 17 October also Abendszeit bey schönem, und hellem Mondslichte bestiegen alle

ins-

insgesammt mit großmüthigem Herzen das reisefertige Schiff; man überließ die Segeln dem günstigen Winde unter dem hellklingenden Trompetenschall; da das Schiff mit seiner Spitze nach Gibraltar gelenket ward, fuhr es mit gut anhaltendem Winde seinen schnellen Lauf fort; also daß es in Kürze bis zu dem Golfo, oder Meerbusen von Lion ist getrieben worden; der den Schiffen sehr gefährlich ist, wenn sie in selbem von einem heftigern anhaltenden Wind ergriffen werden. — Wir haben dieß auch selbst erfahren; nächtlicher Weile wuchs der Wind so stark an, daß der Kapitain, der nur neun Bootsleute im Schiffe hatte, nicht im Stande war, die Segel zu bezwingen, und an die Querruthen fest zu binden. Die Verwirrung und das Geschrey im Schiffe war außerordentlich, und setzte uns in so größere Furcht, als keiner von uns die Sprache der Leute verstand. Das Brausen des Windes, und das Toben der Wellen ward immer heftiger; und wir glaubten alle Augenblicke vom Meere verschlungen zu werden. — In diesen Umständen kam einer der Bootsleute, ein Malteser, der uns bey der Tafel, und andern Gelegenheiten bediente, in unsere Kammer, kniete nieder, und bath weinend, und jammerend um die Absolution. Wir sind alle verlohren, sagte er, das arme, ohnehin schwache Schiff kann der Gewalt des Sturmes länger nicht mehr widerstehn. — Man kann sich leicht vorstellen, wie uns bey dieser Ankündigung

gung des bevorstehenden Todes zu Muthe war. — Daß wir alle zu bethen, Reue und Leid zu erwecken, und zu beichten anfiengen, wird sich jeder denken, ohne daß ich es sage. — Der Pater Superior erlaubte den Novizen, deren zehn waren, die Ordensgelübde abzulegen, wenn die Gefahr aufs äußerste steigen sollte. Uebrigens ermahnte er alle, dem Willen Gottes sich zu unterwerfen, und auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu hoffen, und dem mütterlichen Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria sich mit kindlichem Zutrauen anzubefehlen. — Endlich wurden mit vieler Mühe die Segel doch noch eingezogen, und fest gemacht, und der Kapitain kam uns zu trösten, und zu versichern, daß die größte Gefahr vorüber sey. Wenn aber noch eine sich ereignen sollte, so würde er uns schon bey Zeiten warnen. Jedoch, was könnten wir wohl von kühnen Leuten erwarten, welche die Gefahr nur fühlen, wenn das Wasser ins Maul läuft?

Bey anbrechender Morgenröthe hemmete sich ein wenig der starke, und ungestüme Wind, also, daß man die Segel dem Winde überlassen konnte. Das erzörnte, und tobende Meer aber warf so große, und fürchterliche Wellen gegen uns, daß das arme Schiff bald gegen den Himmel zu steigen, bald gegen die Hölle zu sinken gezwungen wurde; gleich einer leeren Eyerschaale wurde es hin und her geworfen. Dem ungeachtet machte es im schnellen Laufe

sei-

seinen Weg fort, also zwar, daß wir innerhalb wenigen Tagen immer mit anhaltendem Winde gesegelt in Gibraltar anlandeten. — Nur der Kapitain mit wenigen Bootsleuten begleitet stieg ans Land. Aus was Ursache er in diesen Haven, und zwar mit zimlich starkem, und gewalthätigem Winde eingelaufen ist, da ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß er deßwegen, in Lissabon anlangend, die Quarantaine zu halten würde gezwungen werden, ist uns verborgen geblieben. — Wir indessen erquickten uns mit delikaten Fischen, köstlichen Trauben, und andern Früchten. — Nachdem wir anderthalb Tage vor Anker gelegen, paßirten wir die Meerenge, die Europa von Afrika scheidet, und an einigen Orten nur etwa eine Stunde breit ist. — Es ist eine Streitfrage in der Naturkunde, wohin die Menge Wassers komme, so durch diese Enge beständig von dem Ocean, oder grossen Weltmeere in das mittelländische strömet. — Die mehresten sind der Meynung, daß dieses durch unterirdische Kanäle sich wieder in das große Weltmeer ergieße.

Nun segelten wir schon auf dem großen Weltmeere herum; Cadix ließen wir auf der rechten Seite, und fuhren der Höhe des Capo, oder Vorgebirgs des heiligen Vincenzens mit gutem Winde zu; als wir um Mittagzeit von weitem drey Segel, das ist, drey Schiffe vor uns erblickten, die sich aber zu unserem Schiffe nicht näherten, bis zum Sonnenuntergang;

alsdann fuhr eines von den dreyen uns in aller Eile zu, und schlug sich zu der rechten Seite unseres Schiffes. — Die Furcht war nicht klein; da unser Kapitain ein seerauberisches Schiff vor sich zu haben, ganz wohl erkannte; er hat also das verdächtige Schiff mit dem Sprachrohre befragt: wo es herkäme, und wo es hin wollte? es antwortete aber, was es wollte, und fuhr seinen Weg fort; vielleicht vermeynte es, von uns übermannet zu seyn; doch war es der göttlichen Barmherzigkeit billig zuzuschreiben, daß es nicht auf ein Treffen angekommen; denn unser Kapitain hatte nicht so viel Pulver, auch nur eine einzige Kanone zu laden: Er hatte zwar seinen Paßport, der ihm freyen, und unbeschädigten Weg auf selbem Meere versicherte; dessen ungeachtet nehmen sich diese Räuber das Recht, die fremden Schiffe zu besteigen, um zu sehn, ob der Paßport recht, und gültig, und ob sie keine Contrebande mit sich führen. — Wenn also der Meerräuber unser Schiff bestiegen, und so viele Mißionarien angetroffen hätte, so wären wir ohne Zweifel der Türkey zugeschleppet, und dorten als Sklaven verkaufet worden.

O wie viele Jesuiten, und andere Ordenspersonen sind auf solche Art unter das harte Joch einer erbärmlichen Dienstbarkeit gerathen! — Der allwissende Gott wollte aber dazumalen nicht zulassen, daß wir unter einer bedaurungswürdigen Dienstbarkeit in der Türkey seuf-

seufzen, leiden, und verschmachten sollten, sondern er hat sich vorbehalten, daß wir so viel, und noch viel mehr unter den Katholischen ausstehen mußten, wie man in folgender Geschichte weitläufiger ersehen wird.

Viertes Hauptstück.

Aufenthalt in Lissabon. Seereise bis Mosambique.

Zu unserer Reise von Genua bis Lissabon, die man gemeiniglich in einem Monat macht, brauchten wir nur zwölf Tage, und stiegen, weil der König die Mißionarien von der Kontumaz, so wir wegen der Einfahrt in Gibraltar auf uns gezogen hatten, gnädigst dispensirt hatte, den 31 October alle gesund, und wohl behalten aus dem Schiffe. — Die Novizen wurden in das Noviziat von Arrojos geführt, das eigentlich für jene gestiftet worden, so für die Mißionen der übrigen Welttheile bestimmt waren. — Die übrigen kamen in das große, und schöne Collegium des heiligen Antonius zu Lissabon, so lang, bis alle in andere Welttheile ausgetheilet wurden. In allem bin ich von Rom, bis Lissabon anderthalb Monate auf der Reise gewesen, und ich erfüllte nun in Portugall die noch übrige eben so lange Zeit mei-

meines zweyten Probejahrs. — Mein Glück war, daß es nicht länger dauerte; ich weiß nicht, wie es sonst mit meinem Berufe ausgesehn hätte. Es hatte in Portugall mit allem ein ganz anderes Aussehn. Die Schärfe, und Unbescheidenheit der Portugiesen war groß, und für uns, die wir der Italiäner Sanftmuth, Bescheidenheit, und Liebe gewohnt waren, desto empfindlicher. — Die Kleider waren schlecht, und sehr unreinlich, das Essen sparsam, und eckelhaft zugerichtet. Den Novizen, und Scholastikern gaben sie keinen Wein beym Tische; uns aus Italien neu Angekommenen ward aus Gnade ein Gläschen gestattet. — Die Novizen mußten überdas immer mit niedergeschlagenen, und auf den Boden gehefteten Augen daher gehn, wenn sie vom Novizenmeister nicht ausdrücklich hievon dispensirt wurden. — Für diese harte Begegnung aber, wie ich vermeyne, trugen diese junge Leute nichts anderes davon, als eine frühzeitigere Schwäche der Augen. — Man mußte immer, ausgenommen bey der Tafel, mit türkisch gekreuzten Füßen auf dem Boden sitzen, das für die, so es nicht gewohnt sind, eine wahre Marter ist. — Wenn wir im Speissaal, oder in der Küche unsere Dienste verrichteten, fanden wir alles eckelhaft, und gräuslich anzusehn, sowohl als anzugreifen. Kurz, wir glaubten in die eigentliche Barbarey gekommen zu seyn. Diese sind in der That wahre, und genugsam scharfe Probierjahre für jene, die nach Asien, Afrika,

und Amerika bestimmt waren unter den Heyden und barbarischen Völkern ihr ganzes Leben zuzubringen.

Ich hatte das Glück, dieß alles starkmüthig zu übertragen; nach vollendeten Probejahren legte ich den 14 December 1752 die drey gewöhnlichen Ordensgelübde mit großem Vergnügen meines Geistes ab, und erhielt bald darauf die vier ersten Weihen. — Wenig fehlte es, so wäre ich auch schon damals, meines Alters wegen zum Priester geweiht worden. Aber es widersetzten sich einige, und brachten Beyspiele von Leuten, die zu früh zum Priesterthume befördert worden, und dann umgesattelt, und die Gesellschaft Jesu schändlich verlassen haben.

Nach dieser Zeit hatte ich zum östern Gelegenheit die Haupt- und königliche Residenzstadt von Portugall zu sehn. Doch kann jemand, der Rom, und die übrigen prächtigen Städte Italiens gesehn hat, von dieser zwar großen, und volkreichen Stadt sehr weniges rühmen. Weder die Kirchen, noch die Paläste selbst, den königlichen nicht ausgenommen, sind von einer besondern Pracht, oder Schönheit. — Die Stadt ist zwar größer, als Rom, und Wien, und hat eine Citadelle, von der die Portugiesen viel Wesens machen. Man hat diese weitsichtige große Stadt mit Ringmauern umgeben wollen, und ist das große Werk,

wie ich selbst gesehn habe, schon angefangen worden, da man aber sah, daß dieses Werk auf ungemein große Kosten sich belaufen würde, ist es unterlassen worden; steht also diese so berühmte Stadt ohne Ringmauern. Sehr schön, und bequem ist der Meerhaven, in dem man immer, so zu sagen, einen ganzen Wald von Mastbäumen und Querruthen der Schiffen, die dort vor Anker stehn, sieht. Er liegt aber nicht am Meere, sondern gegen drey Stunden davon entfernet, an dem berühmten Fluß Tago, deßen Bett alldort eine gute Stunde breit ist: das Wasser ist aber schon gesalzen; weil es wegen der Ebbe und Fluth, deren Abwechslungen von sechs zu sechs Stunden sehr regelmäßig erfolgen, vom Meere hinein schwillt. — Beym Neu- und Vollmonde ist die Fluth um vieles stärker, so daß das Wasser um fünf bis sechs Spannen höher steigt, als sonst. Diesen Zuwachs nennen die Portugiesen die lebendigen Wasser, und er kömmt den Schiffen, in den Orten, wo der Grund sonst nicht tief genug ist, sehr gut zu statten. — Weil das Wasser von dem Fluß Tago mit dem gesalzenen des Meers vermischt ist, sind in selber Gegend die allerdelikatesten Fische anzutreffen. Von einer einzigen Gattung, die die Portugiesen Sabel nennen, will ich etwas melden. Bey annahender Frühlingszeit kömmt eine große Menge derselben von dem Meere durch den Fluß hinein geschwummen. Es wird demnach in einigen Orten der Tago von einer Seite bis zur

andern

andern mit großen, und starken Netzen durchschnitten, also daß, wenn die kleinern Schiffe auf- und niederfahren wollen, die Fischer, um selbe durchfahren zu können, eine Lücke machen müssen; und auf diese Art wird eine ungeheure Menge Fische gefangen. Dieser Fischfang wird verpacht, und trägt dem Könige eine sehr große Summe Geldes ein. Dergleichen delicate Fische von mittelmäßiger Größe können zugerichtet werden, wie man immer will; so geben sie jederzeit ein herrliches, und das geschmackeste Essen; doch aber zum allerbeßten, wenn man sie auf dem Roste bratet, und mit Limoniensaft begießt.

Die Stadt Lissabon, eine von den volkreichesten Städten, litt großen Mangel an süßen Wasser bis zur Zeit des Königs Johannes des fünften; dieser ließ, um dem Mangel abzuhelfen, auf königliche Kosten von einem Berg, Alkantara genannt, bis zu dem andern, auf dem ein Theil Lissabons gebauet ist, eine Wasserleitung verfertigen, und ungeachtet das Thal, durch welches ein reißender Bach läuft, sehr tief ist, wurde die prächtigste Brücke von schönsten Quatersteinen geschlagen, und nach errichteten Wasserstuben die nothleidende Stadt mit gutem Wasser versehn. Es ist in der That ein königliches Werk, und würdig bewundert zu werden. Um aber die Kosten der königlichen Schatzkammer zu ersetzen, ward ein einziger Heller auf jedes Pfund Rindfleisch, so in Lissabon allein verkaufet wird, geschlagen.

In der Kirche des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu in Lissabon ist ein Altar zu bewundern, nicht so sehr wegen seiner Kostbarkeit der Kunst, und Werthes, als wegen der übergroßen Summe Geldes, die man dafür ausgegeben hat. — Der großmüthige König Johannes der fünfte seligster Gedächtniß, ließ diesen Altar von zerschiedenen kostbaren Steinen in Rom verfertigen, das Altarblat den heiligen Johannes den Taufer vorstellend, ward von der feinesten mosaischen Arbeit künstlich vorgestellet; und wie die großsprechenden Portugiesen vorgeben, hatte dieser Altar, obwohlen zimlich klein, eine halbe Million Crusaden, das ist Gulden gekostet; und eine andere halbe Million hatte der König dem Papst Benedikt dem vierzehnten zu schicken versprochen, wenn seine Heiligkeit zu Rom bey demselben die erste heilige Meß lesen würde, und also geschah es auch. — Schade ist es, daß dieser kostbare Altar in einer kleinen, und zimlich finstern Kapelle gesagter Kirche gesetzet worden ist, so daß man die Kunst, und Kostbarkeit desselben nicht genugsam bemerken, und unterscheiden kann. — Auch auf unserm Schiffe wurden noch zwey in Rom ausgearbeitete Stücke von mosaischer Arbeit nach Lissabon geliefert, um diese Kapelle auf beyden Seiten mit selben auszuzieren.

Es nähert sich nun die Zeit Europa zu verlassen, und nach Indien zu schiffen. Nachdem

dem das für unsere Reise bestimmte Schiff, Santola genannt, mit allem zu einer so langwierigen Reise Nothwendigen ausgerüstet war, setzte der König den Vormittag des 25 März 1753 zu dessen Abfahrt fest. Einige Tage zuvor wurden wir vom Könige, und seiner Mutter, der verwittweten Königinn, Maria Anna von Oesterreich, zum Handkusse gelassen. — Am bestimmten Tage verrichteten wir in aller Frühe in der Kirche des heiligen Antonius unsere Andacht, Gottes Segen, und die Fürbitte der göttlichen Mutter, und des Beyspiels der Mißionarien, des heiligen Franz Xaviers, der zugleich als ein vielvermögender Fürsprecher der Schiffenden verehret wird, eifrigst zu erflehen. — Nach eingenommenem Frühstücke sind also wir siebenzehn Mißionarien auf kleinen Schiffchen gesetzet, zu dem großen reisefertigen Schiffe geführet worden, und haben selbes, mittelst der angesetzten Stiegen, von neun oder zehn Staffeln, ganz herzhaft, und großmüthig bestiegen. Das Schiff war schon mit allen Personen, die sich auf fünfhundert beyläufig beliefen, besetzet. Nach erhobenen Ankern übergab es die ausgespannten Segel dem günstigen Winde; fuhr auf dem großen Fluß Tago hinunter, und bestieg, die Spitze des Schiffes gegen die Inseln Azores lenkend, das unermeßliche Weltmeer. Lebe wohl liebes Europa, ich verlasse dich nun, um dich nicht mehr zu sehn; aber wer konnte dasjenige wissen, was die unergründliche Vorsehung schon unfehlbar verordnet hatte?

Nachdem bey meinen Reisegefährten das Uebergeben des Magens, das fast alle trifft, die das erstemal zur See reisen, dem aber ich nie unterworfen war, nachgelassen hatte, fuhren wir alle gesund, und vergnügt mit gutem Winde fort. Wir waren mit allen Lebensmitteln, die man auf dem Meere verlangen konnte, wohl versehen, und alles gieng auf Kosten der goanischen Provinz, bis auf etwas weniges von Zwieback, Wein, Fleisch, Holz, und Wasser, welches wir vom Könige von Portugall hatten.

Wir bewohnten im hintern, das ist, dem vornehmeren Theile des Schiffes das obere Zimmer, das einem Saale ähnlich war, und sonst der kommandirende Kapitain inne hat, der es aber um einen sehr hohen Preis an uns vermiethet hatte. Ringsherum hatte ein jeder sein Bett mit einem Vorhange. Zu einer Seite war ein Altar, der nach Belieben aufgemacht, und abgenommen werden konnte. Auf diesem wurden täglich, wenn es anders die Ungestüme des Meers nicht hinderte, zwo, oder drey heilige Messen gelesen. Außer dem Zimmer war ein schönes Geländer, auf dem man frische Luft schöpfen, seine Augen mit der Aussicht über das weite Meer weyden, auch zur Unterhaltung Fische fangen konnte. Zu beyden Seiten des Geländers waren zween Verschläge von Brettern, wovon der eine zu einem kleinen Speisgewölbe, der andere zur Retirade diente.

Uebrigens war im Schiffe noch ein anderer Altar, auf dem die zween Schiffskapläne, und andere Geistliche täglich Meß lasen. An hohen Festtagen war auch Predigt, und Hochamt.

Unsere Lebensart auf dem Schiffe war von der in den Kollegien wenig unterschieden. Wir betheten, lasen, studirten, wie sonst. Unser Superior, Pater Salvator Dias, erlaubte uns auch, uns mit dem Brettspiele zu unterhalten. In der Kammer, unter unserm Saale wohnten Mißionarien aus dem Orden des heiligen Franziscus; diese besuchten uns öfter, und wir sie, und wir hatten einen freundschäftlichen, brüderlichen Umgang mit einander. — Es werden sich einige einbilden, das Essen, und Trinken würde auf den Schiffen so herrlich, und gut zugerichtet seyn, wie zu Lande; aber sie irren sich sehr; denn obwohlen in den großen Schiffen di alto bordo auch vieles lebendiges Viehe, als Ochsen, Schweine, Ziegen, Hennen, und Aenten mit eingeschiffet werden; so dienen doch diese vielmehr den Bootsleuten, welche mühsame Arbeit Tag, und Nacht zu verrichten haben, und den Officieren des Schiffes: die andern Leute aber müssen mit den fast im Salze vergrabenen Lebensmitteln, das ist mit Fleisch und Fischen sich bedienen; freylich zieht man das Salz, bevor die Speisen zubereitet werden, so gut man kann, heraus, und zwar auf eine wunderliche Art. Sie nehmen ein aus starken Strickchen verfertigtes Netz,

das

das einem großen Sacke ähnlich ist, schließen das gesalzene Fleisch, oder Fische im selben ein, und werfen es am Schiffe fest gemacht ins Meer. — Man will behaupten, daß das gesalzene Meerwasser das Salz besser herausziehe, als das süße. Und wie würde wohl das süße Wasser erklecklich seyn, wenn man es auch zu diesem Ziele anwenden müßte? Mit dem süßen Wasser auf den Schiffen muß der beßte Antrag, und genaueste Rechnung gemacht werden; denn, wenn dieses fehlen sollte, würden in Bälde die Leute sowohl, als das Viehe zu Grund gehn müßen. — Es irren sich stark diejenigen, die sich etwa vorstellen, daß man im Falle eines solchen Mangels leichterdings anlanden, und sich mit frischem Wasser versehen könne; denn wie soll dann dieses geschehn, wenn das Schiff auf dem hohen Meere zweyhundert, und öfters mehrere Meilen vom festen Lande entfernet herum segelt? — Unser Mittagmahl also war eine Suppe mit aufgedämpften Brod verfertiget (zu Zeiten absonderlich in Festtagen wurde in der heißen Fleischbrühe das Holzmehl, so aus Brasilien nach Portugall geschickt wird, und welches in Amerika als ein fast allgemeines Essen dienet, und dem Menschen als sehr gedeihlich, und gesund gehalten wird, hinein geschüttet; in der That es ist eine sehr gute, und wohl geschmacke Speise) eine Portion Rindfleisch; bisweilen mit beygelegten wenigen Salame, oder eine dicke geräuchte Wurst, oder aber ein wenig von geräuchten schweinernen

Schun-

Schunken, und ein Teller voll gekochten Reiß. — Wir führten zwar über zweyhundert Hühner mit uns; diese aber waren auf die großen Festtage, und für die Kranke aufbehalten. — Das Nachtessen war sehr wenig, und gering, und man mußte sich mit ein wenig Cicorien vergnügen, so ebenfalls gesalzner, doch aber so schön grün, als wenn er frisch wäre, mitgeführt wurde; ein wenig Reiß, Zwieback, und Wasser. — Wer immer eine lange Reise auf dem Meere zu machen hat, der muß mit dem Nachtessen sich sehr mäßig halten, wenn er anders Krankheiten vermeiden will. Mit dem Weine gieng man sehr gesparsam um, und nur ein Gläschen voll ward einem jeden gestattet, theils weil er auf dem Meere sehr kostbar, theils aber nicht sehr gedeihlich zu seyn scheinet. — Am Fest- oder Fasttage mußte man mit gesalznem Fische, Kräutern, und Reiß sich behelfen. — Und wer sollte wohl glauben, daß auf dem Meere ein Abgang der beßten frischen Fischen seyn könnte? doch ist es dem also; denn wenn das Schiff in seinem schnellen Laufe, wie alle wünschen, fortfährt, kann man nicht fischen; wenn man also auf das Fischen sich begiebt, ist es ein Zeichen einer schlechten, und langdaurenden Reise. — Weil man in der Schifffahrt nach Asien immer einer größern Hitze ausgesetzet wird, und die Lebensmittel unter der zweyten, und dritten Decke des Schiffes, folglich unter dem Wasser, wo die Hitze, und Feuchtigkeit noch heftiger ist, aufbehalten werden, müßen

die

die geräucherten dicken Würste, die schweinernen Schunken, und Käse in den Oelfässern, die Eyer aber in den Salzfässern von der Fäule versichert werden, und auf solche Art werden sie bis nach Asien vollständig gut erhalten, und dort, was überbleibt, um sehr hohen Preis verkauft. — Von Zeit zu Zeit unserer Reise gab es auch was Merkwürdiges zu sehen. Bald zeigten sich von weitem Wallfische, die aus den Naseröhren das Wasser in die Höhe sprützten, und so zu spielen schienen; bald ganze Schaaren von Delfinen. Es ist den Bootsleuten ein gewisses Zeichen, daß von daher der Wind kommen werde, wo die Delfinen ihren Weg hinnehmen. — Wenn das Schiff nicht sehr eilig segelte, erschienen Fische in der Größe eines Kalbes, italiänisch Tuberoni genannt, die mit drey Reihen der spitzigsten Zähne versehen sind. Bey Windstille schwimmen sie ringsum das Schiff her, fangen gierig alles, Mensch, oder Vieh, was hinaus geworfen wird, und fahren damit in den Grund. Dieß ist sonderbar, daß, wenn durch Unglück ein Mensch, oder Thier hinaus fällt, diese gefräßigen Fische es nicht anfallen, so lang es schwimmet, oder sich rührt. — Nicht ohne Vergnügen kann man die kleinen Fische sehen, wie sie aus ihrem Elemente empor hupfen, und sich mit einander lustig machen. Insgemein sind aber die Raubvögel da, die auf selbe passen, sie wegschnappen, und in der Luft verzehren.

Ich

Ich habe auch zum öftern fliegende Fische gesehen, so die Portugiesen Voatores nennen. Sie haben die Größe einer Sardelle, und sind sehr schmackhaft zu essen. Man kriegt sie, wenn sie von ungefähr vom Fluge ermüdet in das vorbeyfahrende Schiff fallen. Sehen sie sich von größern Fischen verfolgt, so erschwingen sie sich aus dem Wasser, fliegen zwey bis drey Flintenschüsse weit fort, so lange nämlich, bis ihre Floßfedern ausgetrocknet sind, und fallen dann ins Wasser zurück.

Man sieht auch ganze Rotten von Raubvögeln, die in der Luft scherzen, sammt andern großen und kleinen Vögeln von zerschiedenen Farben, die sich Tag und Nacht auf dem Meere aufhalten. — Geschieht es, daß eine Schwalbe, oder ein anderer Vogel, der sich sonst nur auf dem festen Lande aufhält, auf den Querruthen ermüdet niederläßt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß das feste Land nicht mehr ferne sey, obgleich man solches mit bloßen Augen nicht entdecken kann.

Im Jahre 1753 den 22 April, so damals eben der Ostersonntag war, paßirten wir zum erstenmale mit immer anhaltenden guten Winde die Linie, so die Himmelskugel in zween gleiche Theile, Mittag, und Mitternacht, theilet, und haben alle frisch, und gesund von Lissabon ausgerechnet 36 Grade glücklich hinterlegt. — Aber eben diesen Tag noch legte sich der Wind.

Das

Das Schiff stand da, wie angenagelt, und das Meer war wie ein heller Spiegel, so ruhig. — Die Windstillen in dieser Gegend sind schreckbar für die Schiffenden; denn sie pflegen insgemein lange Zeit anzuhalten, und wegen der außerordentlichen Hitze reißen gemeiniglich schwere Krankheiten ein, besonders der Skorbut, oder sogenannte Scharbock. — Doch waren wir in diesem Stücke glücklich, und schien, Gott habe unser inbrünstiges Gebeth erhöret; denn gegen den Abend erhob sich schon wieder ein zwar anfangs schwaches Lüftchen, das aber immer zunahm, und in einen guten mäßigen Wind erwuchs, der uns bis aufs Vorgebirge der guten Hoffnung begleitete. — Dieses Vorgebirge, so in 36 Grade der Polushöhe liegt, soll vormals den Namen von der schlechten Hoffnung gehabt haben, wegen den vielen Schiffen, so in dieser Gegend zu Grunde gegangen sind; nachdem man aber nach längerer Erfahrung, und Verbesserung des Schiffwesens gelernet hat, es glücklicher zu überfahren, hat man auch jenen unangenehmen Name in den itzigen umgeändert. Es ist aber immer erstaunlich, wie sehr daselbst bey stärkerm Winde das Meer zusammen schwillt; und es scheint auch itzt noch kaum möglich, dieß Cap zu übersegeln, wenn ein gewisser Wind länger anhält. Sehr oft müssen die Schiffe wieder umkehren, und eine bessere Zeit abwarten, um solches auf ein neues zu besteigen, und endlich überwinden zu können.

Ich

Ich muß hier eine sonderbare Unterhaltung erzählen, so die Bootsleute nach glücklich paßirter Linie anstellen. Einer aus ihnen verkleidet sich, und stellt den Neptun, den Gott des Meeres vor; der Kapitain des Schiffes giebt ihm, sein Ansehn zu vergrößern, seinen Commandostab. Dieser Neptun setzt sich auf einen Thron, und um selben stehen die übrigen Bootsleute, wie ein Hofstaat umher. Er läßt dann jeden, der im Schiffe ist, vor sich berufen, und frägt ihn trotzig, wie er sich habe unterfangen können, sein Reich, das Meer, mit solcher Vermessenheit zu betreten? und legt ihm für dieß Verbrechen eine Geldstrafe auf. Weigert sich jemand zu erscheinen, oder die Strafe zu erlegen, so giebt er gemessenen Befehl, ihn ins Meer zu werfen. Doch trägt man schon allemal darauf an, daß dieß einen armen einfältigen Tölpel trifft. Dieser wird gebunden, und genugsam versichert, daß ihm kein Leid wiederfahren kann, dann in das Meer hinaus geworfen, und wieder zurück gezogen. — Die Hauptabsicht der gemeldten Strafe ist das Trinkgeld, so die Bootsleute bey Gelegenheit dieses ganzen Spektakels erhaschen.

Unsere Piloten machten sich nun gefaßt, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umfahren. Man führt blos zu diesem Ende kleinere Segel mit. Diese wurden zuvor von den Schiffskaplänen geweiht, und dann ausgespannt, und wir übersetzten mit großem Frohlocken das Cap mit

günstigem Winde am Tage des heiligen Antons von Padua, den die Schiffer, besonders aber die Portugiesen, als ihren absonderlichen Schutzheiligen ehren.

Auf dem Cap haben die Holländer eine schöne Stadt, Tavelvai, auf europäischen Fuß angelegt, und wie man sagt, sieht man dort die schönsten Gebäude; man fährt auch mit Kutschen und Pferden, und ist mit den angenehmsten Gärten, mit auserlesenen Früchten, und trefflicher Weinart versehen; ja man will sogar behaupten, daß sie alldort den beßten Wein pflanzen. — Die Vorbeyfahrenden bekommen diese Stadt nicht zu sehen, weil sie etwas tiefer im Lande liegt. — Die Schiffe anderer Nationen länden hier selten an, vielleicht wegen der gefährlichen Zufahrt; indem es in dieser Gegend große Sandbänke giebt, und das Meer insgemein tobend angetroffen wird.

Nach übersetztem Vorgebirge der guten Hoffnung lenkten die Piloten, oder Steuermänner das Schiff vom festen Lande ab dem Meere zu, um die große Insel Madagascar, oder des heiligen Lorenzen, wie sie andere nennen, ins Angesicht zu bekommen, und dann bey der Insel Mosambique anländen zu können. — Wir fuhren mit dem angenehmsten und beßten Winde weiter, und kamen auf die Anhöhe der Costa de Natale. Die Piloten stellten hier

bey

bey Sonnenuntergang ihre Beobachtungen mittelst eines mathematischen Instrumentes an, ob wir weit genug vom festen Lande entfernet wären, um sicher die Nacht fortsegeln zu können. Die drey portugiesischen Piloten behaupteten mit dem Kapitain, es sey nichts zu fürchten. — Ein französischer Pilot aber sagte rund heraus: wenn wir mit solchem Winde, und ausgespannten Segeln fortführen, so würden wir um Mitternacht die Erde zu sehen bekommen. Man lachte ihn aus, und ließ es beym Alten. Alle Schiffleute, die ausgenommen, welche zur Wache bestimmt waren, begaben sich ganz sorglos zur Ruhe. Der Wind hielt an, und wie der Franzos es vorgesagt hatte, schrie die Wache um Mitternacht: Erde, Erde! Wir waren dem Lande schon so nahe, daß man am Ufer des Meers die Mohren, oder Cafern um das Feuer springen sah. Man konnte es mit Augen sehen, weil der Himmel heiter war, und der Mond hell schien. Der beym Steuerruder wachende Pilot steuerte, wie er dieß sah, alsogleich dem Meere zu. Alle aber waren der Meynung, daß, wenn wir nur eine Viertelstunde so zugefahren wären, so hätte das Schiff auf Klippen, und Felsen gerathen, und scheitern müssen: und in diesem Falle wäre der Tod eines jeden so viel als unvermeidlich gewesen. Denn hätten sich auch manche durchs Schwimmen gerettet, so wären sie doch den Mohren in die Hände gefallen, die an dieser Küste barbarisch genug sind, am Menschenflei-

sche ihren beßten Bissen zu finden. — Kaum waren wir dieser Gefahr entronnen, so fielen wir in eine andere eben so große. Der bisher heitere Himmel überzog sich auf einmal mit schwarzem und schwerem Gewölke; gleich darauf folgte ein heftiger, mit steten Blitzen vermischter Platzregen; auf dem großen Mastbaum zeigte sich das meteorische Feuer, so die Portugiesen Sant-Elmo nennen, und das Meer fieng an, gräßlich zu brausen, und zu toben. Die Bootsleute kletterten in aller Eile auf die Mastbäume, und Querruthen, die Segel einzuziehen, und fest zu binden. — Blos ein kleines Segel an der Spitze des Schiffes ließen sie ausgespannt, um das Schiff desto leichter regieren zu können. Quer über das Schiff wurden Stricke gezogen, damit sich die immer herumlaufenden Bootsleute daran fest halten, und durch die hereinschlagenden Wellen nicht so leicht fortgerissen werden konnten, wie es sonst bey solchen Zufällen oft geschehen ist. — Auch die Piloten hängten sich mit um die Mitte des Leibs gezogenen Stricken fest an, damit sie desto sicherer an ihrem Steuerruder sitzen könnten. Wir thaten das, was wir allein konnten, nämlich wir nahmen durch unser Gebeth unsere Zuflucht zu dem gütigen Himmel; wir exorzirten das wüthende Meer, und warfen einige Reliquien in selbes. — O großer Gott! was erstaunliche, schreckbare Nacht, voll des Jammers, Angstes, und bevorstehender Todesgefahr war selbe; und wer wird sie beschreiben können?

Bey

Bey anbrechender Morgenröthe legte sich ein wenig der stürmische Wind; man konnte schon wieder ein und anderes Segel ausspannen, und das gewaltleidende Schiff, wiewohl mit größter Mühe, machte auf dem rechten und guten Wege seinen schnellen Lauf fort, jedoch zwey oder drey Tage hindurch wurde es von den erstaunlich großen Meerswellen, wie eine verächtliche leere Eyerschaale noch herum geworfen.

In wenigen Tagen erblickten wir die Insel Madagascar; ließen sie aber zur Rechten liegen, und fuhren den großen Kanal hinein, die kleine, und tief liegende Insel Mosambique aufzusuchen. Dieser Kanal ist wegen den verborgenen großen Sandbänken, und Klippen sehr gefährlich; wir kamen aber durch die Behutsamkeit unserer Piloten glücklich durch. — Hier haben die Bootsmänner eine sonderbare Art die Insel Mosambique zu finden; wenn sie den 15 Grad erfüllet haben, fahren sie noch so lange fort, bis sie das Brod auf den Tisch gesetzt zu sehn kriegen. Dieser Ausdruck ist so zu verstehn: Es sind in selber Gegend zween hohe, aber weit von einander entfernte Berge. Der eine hat in der Höhe die Gestalt eines Brods, der andere eines Tisches. Treffen nun diese zween Berge im Auge so zusammen, daß das Brod auf dem Tisch gesetzt scheint, so ist man versichert, nahe bey der Insel zu seyn; und so haben wir es auch erfahren.

Wie wir die Insel sahen, ließ der kommandirende Schiffkapitain gleich zwo Kanonen losbrennen, zum Zeichen unserer Ankunft, damit man uns einen dieser Gegend erfahrnen Steuermann entgegen schicken möchte, der uns sicher in den Meerhaven brächte. Die Festung antwortete gleichfalls mit zwoen Kanonen, steckte, so wie unser Schiff, die portugiesische Flagge aus. Der angekommene erfahrne Steuermann bestieg unser Schiff, und führte es zu zwo kleinen unbewohnten Inseln, wo wir sicher die Anker werfen, und die instehende Nacht zubringen konnten. Es war nicht rathsam, selben Abend noch in den Haven zu fahren, wegen Enge des Kanals, und wegen eines verborgenen Schrofens, den sie die Ratte nennen, und der die Einfahrt auch bey hellem Tage unsicher macht. Ich habe dreymal zu verschiedenen Zeiten bey dieser Insel angeländet, und allemal sah ich Schiffe, die hier gelitten, oder gar gescheitert hatten.

Fünftes Hauptstück.

Landung in Mosambique. Fortsetzung der Reise, und Ankunft in Goa.

Der Tag unserer diesmaligen Ankunft war der 28 Junius 1753. — Der Pater Rektor des Jesuitenkollegiums auf der Insel schickte uns gleich

gleich den andern Tag einige kleine Schiffe, jedes mit zwölf Rudern, und mit kohlschwarzen, bloßen, nur um die Lenden bedeckten Mohren besetzt, entgegen, uns 17 Jesuiten ins Kollegium zu führen. — Man kann sich gar leicht vorstellen, was starken Eindrück so kohlschwarze, bloße, und fürchterliche Leute uns neu von Europa Angekommenen verursachet haben. Doch wurden wir es nach der Zeit gewohnt, nicht nur sie zu sehen, sondern auch mit ihnen umzugehen. Die Insel Mosambique liegt jenem Theile von Afrika gegenüber, der Cafraria, oder das Cafernland genennt wird. — Es ist auf dieser Insel wenig Merkwürdiges, und sie ist sehr klein, kaum eine Stunde lang, und hin und wieder kaum eine Viertelstunde breit. — Die Handelschaft, die sehr groß ist, treiben einige Portugiesen, asiatische Heyden, und Mahometaner; noch viel einträglicher würde sie seyn, wenn auch Schiffe anderer Nationen anländen dürften; keinem Schiffe aber einer fremden Nation wird es gestattet, in den Haven einzulaufen; so wie die Portugiesen dieß auch in ihren übrigen Häven in Asien, Afrika, und Amerika verbiethen. — Die Ursache davon ist meines Erachtens eine Vorsicht, alle Fremde von ihren schlecht besetzten Plätzen ferne zu halten. Gedachte Insel ist ferners sehr unfruchtbar, und muß sich mit Lebensmitteln nur vom festen Lande, oder andern entlegenen Orten her versehen. Es fehlt ihr auch an Wasserquellen, und man muß nur das Regenwasser mit sehr großen Kosten in den zu

diesem Ziele erbauten Zisternen sammeln. Da es nun oft längere Zeit nicht regnet, so wird das Wasser sehr kostbar, und nur portionenweise ausgetheilt. An den beßten Meerfischen hat man Ueberfluß; die übrigen Lebensmittel aber, sonderbar das Fleisch, sind sehr theuer. — Es ist lächerlich anzusehen, wenn die schwarzen Weiber bis über die Lenden in das Meerwasser hinein watten, und mit weißen ausgespannten Tüchern die sehr kleinen Fischlein fangen. Diese hernach geröstet, und mit dem Löffel geessen, sind sehr köstlich, und wohlgeschmack.

Es residirt da ein königlicher Statthalter, und ein infulirter Probst. Die Jesuiten hatten ein zimlich wohl gebautes Kollegium; die Dominikaner haben ein Kloster, und die barmherzigen Brüder ein königliches Spital zu versehn. Die Festung ist schön, und gut gebaut. Einige Häuser der Portugiesen sind nicht zu verachten.

Wenn diese Insel einen großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden beginnt, packen sie Hacken, Jethacken, Bohrer, Messer, Scheermesser, Spiegel und dergleichen Waaren in Fässern ein, laden mit selben ein mittelmäßiges Fahrzeug, und schiffen der hinüber liegenden großen Insel Madagascar zu, kaufen dorten um einen schlechten, und sehr geringen Preise das nothwendige Viehe, und andere Lebensmittel ein; zum Beyspiel um ein paar Scheermesser

bekom-

bekommen sie einen Ochsen, oder Kuhe; um ein gemeines kleines Messer eine Ziege, oder Schaaf, um eine Hacke ein Schwein, und so fort. — Es haben freylich die Portugiesen bey den Meerküsten gesagter Insel eine Faktorie aufrichten wollen, die ihnen sehr wohl hätte dienen können, nicht nur allein die nothwendigen Lebensmittel dort sich zu verschaffen, sondern auch die Schiffe, so vorbeyfahren, und anländen, mit allen Nothwendigen versehen zu können; aber es hat ihnen nicht gelungen.

Die Franzosen richteten zwar glücklich eine Faktorie sammt einer Faschine dort auf, und vermeynten das Glück gemacht zu haben, dort einen festen Fuß zu setzen: Sind aber ganz unverhofft von den Schwarzen überrascht worden, die ihnen die sicilianische Vesper gesungen, und alle todt geschlagen haben. Denn sie wollen auf keine Weise Europäer gedulden. — Auch die Jesuiten schickten ihre Mißionarien hin, um selben Völkern das Evangelium Jesu Christi zu predigen, und die Barbaren zu einem leutseligern Lebenswandel zu bringen. Sie schöpften aber keinen, oder gar wenigen Nutzen, und waren endlich gezwungen, die so schöne, und große Insel, so, wie man sagt, sieben Königreiche in sich enthält, zu verlassen. — Die einzige Ursache, den katholischen Glauben nicht anzunehmen, war, weil dieses Volk mit einem Weib sich nicht befriedigen kann. — Im Gegenspiele sind, wie ich gehört habe, die Mahome-

taner eingeschlichen, haben sehr viele beschnitten, und zu ihrer Sekte gebracht; weil sie jedem so viele Weiber erlauben, als er ernähren kann.

Den 19 August bestiegen wir wieder unser Schiff, und überließen einem günstigen Winde die Segel. Unsere Reise gieng diesmal um ein zimlichs langsamer, weil wir zwey portugiesische Schiffe, eines von Dio, das andere von Damão, zween portugiesischen Plätzen in Asien, unter unserer Bedeckung hatten. Da diese Schiffe viel kleiner, und langsamere Segler waren, als das unsrige, so mußten wir die Hälfte der Segel einziehen, und einige Tage mehr auf dem Meere zubringen. — Innerhalb vierzehn oder fünfzehn Tagen paßirten wir die Linie zum zweytenmal, und zwar ohne allen Anstand; es ist auch in der Gegend, wo sich die Linie gegen Asien wendet, die Windstille, und die unerträgliche Hitze nicht so sehr zu fürchten.

Wie wir uns auf unserer Reise noch Goa schon im dreyzehnten Grade befanden, sahen wir im Meere lebendige, und todte Schlangen von zerschiedener Gattung. Diese Erscheinung zu erklären, muß ich anmerken, daß in der Gegend von Goa der Winter gemeiniglich um die Mitte des Monats Junius anfängt, und bis um die Hälfte des Augustmonats fortdauert.

Die:

Dieser Winter besteht aber in nichts, als in einem heftigen anhaltenden Regen, und man würde im heißen Erdstriche, wenigstens in den Gegenden, wo ich war, nicht im Stande seyn, den Leuten vom Schnee einen Begriff zu machen. — Eine bey uns angenehme Frühlingsluft ist dort eine große Kälte, die die Leute am ganzen Leibe zittern macht. — Da entstehen dann oft Ueberschwemmungen wie Sündfluthen, und Schlangen, und anderes Ungeziefer werden mit fortgerissen, und in das Meer gewälzet. — Es wird auch während dieser Winterszeit eine so große Menge Sandes wegen der Ungestüme des Meers gegen das Ufer getrieben, daß der Meerhaven von Goa den größern Schiffen oft längere Zeit verschlossen bleibt.

Wenn also diese Schlangen im Meere sich zeigen, ist man versichert, auf dem rechten Wege nach Goa, und vom festen Lande nicht mehr ferne zu seyn. — Dieß zu erkennen, giebt es noch ein anderes sonderbares Zeichen, und das besteht in weißen Bläterchen von feinem verdickten Schaume, die wie kleine Hostien, oder Silbermünzen von zehn bis zwanzig Kreuzern aussehen, und in dieser Gegend gefunden werden. Nachdem nun die Piloten eine Polhöhe von fünfzehn Graden beobachtet hatten, ließen sie das Senkbley auswerfen, um den Grund des Meers zu erforschen, und fanden eine Tiefe von sechzig Klaftern. — Noch einige Zeit fort-

fahrend, gab man mit zween Kanonenschüssen gegen das feste Land ein Zeichen; wir hörten zwar die Antwort nicht; sahen aber, weil eben die Nacht einbrach, von der Landseite her zween Blitze, nämlich das Feuer der gelösten Kanonen. Man wiederholte dann von Stunde zu Stunde das gedachte Zeichen, und wir erhielten immer die nämliche Antwort. — Die Piloten befahlen dann ein großes Segel gegen das andere zu wenden, das Schiff stillstehen zu machen, weil sie es nicht wagten, bey nächtlicher Weile näher an das Land zu fahren.

Sechstes Hauptstück.

Goanische Merkwürdigkeiten, besonders an Naturalien.

Der Vicekönig von Goa schickte uns die Guarda Kosta, ein großes Kriegsschiff, das die goanischen Küsten von Seeräubern rein zu halten bestimmt ist, entgegen. In aller Frühe kam dieß Schiff schon zu uns, und setzte uns durch das Sprachrohr verschiedene Portugall betreffende Fragen. Wir beantworteten sie auf gleiche Weise, und dann begrüßten die zwey Schiffe einander mit dem königlichen Salve, so in 21 Kanonenschüssen bestehet. — Hierauf kam ein goanischer Steuermann auf unser

unser Schiff; wir langten dann auf den Abend mit offnen Segeln, fliegenden Flaggen, und ausgeziertem Schiffe bey der ersten Festung Aguada genannt, den 21 September 1753 an, und warfen die Anker.

Selbe Nacht mußten wir noch im Schiffe zubringen. Indessen hatte der Pater Provinzial der goanischen Provinz von unserer Ankunft schon Nachricht erhalten; er schickte uns des andern Tages, welcher der 22 des Monats, und eben mein Namenstag war, frühe Morgens einige Boote, so man dort Balam nennet, entgegen, und ließ uns auf ein kleines an der Küste gelegenes Lusthaus führen, wo der Pater Provinzial selbst, und andere Vorgesetzte uns erwarteten, und bey unserer Ankunft uns väterlich umarmten. Es war hier schon ein herrliches Mittagmahl zubereitet, und wir brachten den ganzen Tag in größter Fröhlichkeit zu.

Abends fuhren wir auf gedachtem Schiffchen durch den ungemein angenehmen zu beyden Seiten mit grünen Bäumen, und am Gestade des Meeres auch mit prächtigen Gebäuden besetzten Kanal in die Stadt Goa, und zu unsern großen Kollegium zum heiligen Paulus. — Vor der Kirchthüre erwarteten uns unsere Mitbrüder in zwoen Reihen gestellt, und begleiteten uns anfangs in die Kirche, um Gott wegen der glücklich abgelaufenen Reise schul-

dig-

digsten Dank abzustatten, dann ins Kollegium; und so haben wir dann alle siebenzehn frisch und gesund, welches bey einer Reise von dieser Art etwas Seltenes ist, unsere Bestimmung erreicht. — Die Freude bey uns und unseren goanischen Mitbrüdern war unbeschreiblich. Es ist nicht leicht zu glauben, was für ein Jubel in der ganzen Insel entstehe, wenn ein oder mehrere Schiffe von Portugall glücklich ankommen; denn auf solche Art wird die Insel mit zerschiedenen Sachen wieder versehen; und über das bekommen die Portugiesen Nachricht von ihren Bekannten, und Blutsverwandten. — Vierzehn Tage wurden uns zum Ausruhen, von einer so langwierigen Reise zu erholen, und uns theils im Kollegium, theils außer selben zu ergötzen gelassen. Nach diesem aber wurden einem jeden seine Geschäffte angewiesen.

Ich mußte durch vier Jahre die Speculativtheologie und die Moral studiren, um den in der Gesellschaft Jesu gewöhnlichen Gradus nehmen, und alle Aemter in selber versehen zu können. — Ich hatte das Kopf verwirrende atqui, und ergo schon seit beynahe sechs Jahren beyseite gelegt. — Desto beschwerlicher fiel es mir, da ich mirs nun wieder geläufig machen mußte: Dazu kam, daß mich gleich das erste Jahr eine schwere hitzige Krankheit befiel, die fast alle neu angekommene Europäer in Goa auszustehen haben.

Für

Für Leute von hitziger blutreicher Natur, wie auch die meinige war, ist diese Krankheit um so gefährlicher. Obwohlen ich schon mit den heiligen Sakramenten in die Ewigkeit zu reisen versehen war, rief mich Gott dem ungeachtet vom Rande des Todes noch zurück, und ich setzte meine Studien glücklich fort.

Im dritten Jahre der Theologie, zu Ende Septembers 1755 empfieng ich vom Erzbischofe, und Primas von Indien, Herrn Anton von Tavires, und Brun die Priesterweihe, und am Rosenkranzfeste las ich im drey und dreyßigsten Jahre meines Alters bey dem Altare des heiligen Franz Xaviers, dessen Leib da unversehrt ruhet, mit großem Troste meines Geistes die erste heilige Messe. — Das folgende Jahr endete ich das theologische Studium, und machte den sechsten October mit glücklichem Erfolge das Examen ad Gradum. Gleich darauf ward ich in das Noviziat geschickt, um dort das dritte in der Gesellschaft Jesu gewöhnliche Probejahr auszustehn, und mich in Christenlehren, und Predigten zu üben. — Wie auch dieß vorüber war, kam ich in das Profeßhaus, und erhielt das Amt eines Operarius, dessen Pflicht war, den Kranken in der Stadt, und herumliegendem Gegend beyzustehen, und dem Hausgesinde, so sehr zahlreich war, kurze Predigten, und die Christenlehre vorzutragen. — Doch versah ich dieß Amt nicht lange, weil mich der Pater Pro-

vinzial bald darauf in die Mißion zu den Caffern nach Afrika geschickt hat. — Diese war eine von den beschwerlichsten Mißionen der goanischen Provinz; weil man fürs erste unter Menschen von barbarischen, groben und wilden Sitten, (obschon die unter portugiesischer Herrschaft lebenden Mohren etwas geschlachter sind) fürs zweyte in ein sehr übels Klima, wo nichts als üble, und sehr ungesunde Luft regiert, und in eine Gegend kam, wo man über das noch wegen der erstaunlichen Menge giftigen Ungeziefers, und wilder Thiere in beständiger Lebensgefahr ist, zu geschweigen die fast unerträgliche Hitze, die man in der Polushöhe des achtzehnten Grads ertragen muß. — Ehe ich aber von dieser neuen Reise zu reden anfange, muß ich einige wenige Nachrichten von Goa, und den umliegenden Gegenden hersetzen.

Die Insel Goa liegt im Reiche Decan in Ostindien unter einer Polushöhe von fünfzehn Grad, und fünfzehn Minuten. Die Stadt Goa war einsmals eine der berühmtesten Städte von Asien, die ihren eignen Fürsten, oder König hatte, und sonders großen Handel trieb. — Nach der Hand eroberte sie der berühmte portugiesische General Gama, mit der herum liegenden Landschaft, und sie ward der Sitz der portugiesischen Statthalter, und Vicekönige. — Diese zierten sie nach, und nach mit schönen Palästen, und andern Gebäuden, und man lebte darinn sehr prächtig, und ganz

auf

auf europäischem Fuße. — Im Anfange dieses achtzehn Jahrhunderts riß aber eine gewaltige Pestseuche ein, die den größern Theil der Einwohner fortgerissen hat. Die noch Uebergebliebenen faßten so eine Scheue und Furcht vor der Stadtluft, daß sie ihre vorigen Wohnungen verließen, und selbe in den außer der Stadt herumliegenden Orten aufschlugen. Auch itzt noch, wenn die Leute, es seyen Asiaten, oder Europäer, Geschäffte halber in die Stadt gehn müssen, sind sie nicht leicht zu bereden, in selber zu übernachten. Seitdem liegt fast alles zu Boden, und außer den Kirchen, Klöstern, Tribunälen, und sehr wenigen andern Gebäuden ist nichts Merkwürdiges zu sehen.

Dem ungeachtet ist diese Stadt noch die Residenz des Erzbischofs, und Primas von Indien, der allemal vom Könige in Portugall geschickt wird, und des Vicekönigs, der alle drey, oder vier Jahre geändert wird. Dieser hat immer den Titel eines Grafen, oder Marquis, und führt ihn seine Familie nicht ohnehin, so erhält er ihn vom Könige, bevor er nach Indien geschickt wird.

Zu meiner Zeit war Vicekönig in Goa der berühmte Marquis von Tavora, den auch die Marquisinn aus Liebe zu ihrem Gemahle dahin begleitet hatte. — Er regierte das Land fünf Jahre mit Gerechtigkeit, und Güte, ohne Eigennutz (gar seltne Sache, sonders in selben Län-

dern) und ohne Klagen der Unterthanen; jedermann schätzte, und liebte ihn. — Er hat während seiner Regierung in Begleitung seiner heroischen Gemahlinn auch einen Feldzug wider den König Sunda angeführt, selbem die Festung Pirrho abgenommen, und sie seinem Könige unterworfen. — Wer hätte es damals nur zu denken gewagt, daß dieser so treue Staatsminister, und seine so vortreffliche Gemahlinn innerhalb dreyen Jahren eines versuchten Königsmordes sollten beschuldiget, und aus dieser Ursache, oder unter diesem Vorwande öffentlich hingerichtet werden? Die Geschichte ist jedermann bekannt. Die heroische Marquisinn war die erste, der auf offener vor dem königlichen Palaste errichteten Bühne das Haupt durch den Scharfrichter ist abgeschlagen worden; auf sie folgte ihr Gemahl sammt zweenen schön erwachsenen Söhnen, dem Herzog von Aveiro, der aus königlichem Geblüte herstammte, und dem Grafen von Atoguia; und alle diese wurden von unten auf gerädert; und endlich ein Kammerdiener des Herzogs ward lebendig verbrennt. Dann ward die Bühne angezündet, und mit den Körpern der Hingerichteten verbrannt; die Aschen aber gesammelt, in ein Schiffchen gesetzt, und zu dem hohen Meer geführet, sind in selbem verstreuet worden. — Auch der Palast des Herzogs ist dem Boden gleich gemacht, und mit Salz bestreuet worden. — Die unpartheyische Welt hat schon angefangen, die Unschuld dieser Unglücklichen einzusehen, und sie wird

noch

noch gewiß mit der Zeit von selber vollkommen überzeugt werden.

Nun komme ich wieder auf meine Nachrichten von Goa zurück. — In dieser Stadt ist ferners ein Tribunal der Inquisition, das sehr scharf verfährt, und dem die Menge von Convertirten, Heyden, und Mahometanern, heimlichen Juden, der Zauberey ergebenen, und anderer schlechten Christen viel zu schaffen giebt, als deren Abfall großen Theils nur durch die Furcht von diesem Richterstuhle verhindert wird.

Sehenswürdig sind die Domkirche, die Paläste des Erzbischofs, und des Vicekönigs, wie auch das königliche Spital, das für alle in königlichen Diensten stehende Kranke gestiftet ist. — Die Dominikaner haben zwey, die Augustiner zwey, die Franziskaner zwey, eine Gattung Kapuziner, die vielmehr reformirte Franziskaner sind, auch zwey Klöster; eines die Philippiner, eines die Theatiner, eines die barmherzigen Brüder, und endlich eines die Augustiner Nonnen.

Die Jesuiten hatten ein Kollegium zum heiligen Paulus, und ein Profeßhaus zum guten Jesus genannt. Nicht weit von Goa auf der Insel Choram hatten sie ein Noviziat, und eine halbe Tagreise von Goa auf der Halbinsel Salsete in der Festung Rachol ein anderes Kollegium. In Goa hatten sie ferners ein Kate-

chumenenhaus, so vormals das Kollegium der Studirenden war, worinn der heilige Franz Xavier gewohnt hat; weil aber daselbst gar zu ungesunde Luft regierte, und folglich gar viele dahin starben, sind die Studien in das erstgenannte übersetzet worden.

Der heilige Leib dieses Apostels von Indien ruhet in einer Kapelle der Kirche des Profeßhauses, und liegt in einem doppelten Sarge. Der innere ist von Kriställ, der äußere vom schönsten ausgearbeiteten Silber. Dieser doppelte Sarg steht auf einem prächtigen Mausoleum von kostbarem zerschiedenen Marmor, und schöner Arbeit, das der Großherzog von Toskana nach Goa geschickt hat. Der Sarg darf nur mit Erlaubniß des Königs geöffnet werden. — Die drey dazu gehörigen Schlüssel haben drey zerschiedene Magistratspersonen in Verwahrung. — Aus dieser Ursache, obwohl ich mich fünf Jahre in Goa aufgehalten habe, ists mir niemal gelungen, diesen so großen heiligen Schatz zu sehen.

Ich erinnere mich in einem Buche gelesen zu haben, daß in der Kapelle, wo der unversehrte heilige Leib des Apostels der Indier ruhet, beständig bis zweyhundert brennende Ampeln zu sehen sind. Ich bewundere nicht wenig, daß man so große Falschheiten in den Büchern findet. Die gedachte Kapelle ist sehr klein, und so viele Ampeln würden gewiß keinen Platz fin-

finden; wenn ich mich nicht irre, brennen nur neun oder zehn aufs höchste.

Die große Pest, wovon ich oben gemeldet habe, wüthete zu Ende des verflossenen, oder zu Anfang dieses Jahrhunderts. Nach der darauf erfolgten Entvölkerung der Stadt, ließ man die Häuser zusammen fallen, und benutzte die Materialien davon, so gut man konnte. An den Plätzen aber der Häuser, und in den ehemaligen Gassen wurden Kokkusbäume gepflanzet.

Es ist zum erstaunen, welch großer und verschiedener Nutzen aus diesem Baume gezogen wird. Er allein giebt den Indianern, so zu sagen, alles, was sie brauchen. Die Nüsse davon haben die Größe eines Melons, und wird viermal im Jahre gelesen; aus dem Kerne werden unterschiedliche wohlgeschmacke Speisen verfertigt, und das schönste und beßte Oel gepreßt, das meines Erachtens gesünder ist, als das Olivenöl. Ferners wird aus dieser Frucht eine Gattung Zucker gemacht, der aber nicht so weiß ist, als der aus den Zuckerröhren kömmt; daher er auch nur zum Gebrauch des gemeinen Volks dient. Auch derjenige, welchen man aus gemeldten Röhren auspreßt, wird in Asien in seinem natürlichen Pulver, und nicht raffinirt, noch in Zuckerhüte gebackt verkauft, und gebrauchet. — Vielleicht sind die Asiaten in diesem Stücke gescheider, als wir; indem der

Zucker so geschmacker, ergiebiger, und sonders für jene, so an der Brust etwas zu leiden haben, auch gesünder ist. Wenn man ferner einen, oder den andern Gipfel dieses Kokkusbaumes, wo nämlich die Frucht wachsen sollte, abschneidet, und den aus dem Schnitte quillenden Saft, Sura genannt, in einem erdenen Geschirre auffängt, ein Faß damit anfüllet, Zibeben hineinwirft, und ihn durch ein, oder zween Monate gähren läßt; so erhält man ein Getränk, welches sie Uraka nennen, und das ein jeder für einen europäischen Wein halten würde; und dieß ist das gemeine Getränk von allen auch vornehmern geistlichen, und weltlichen Europäern; denn der von Portugall hinein gebrachte Wein ist zu kostbar, so daß man selben nur bey großen Gastereyen in geringer Maaß, wie etwa bey uns den Champagner, oder Burgunder, aufsetzet. Die distillirte Sura giebt eine Gattung Brandtewein, so sie Nippa nennen, der, so wie die Uraka, die Leute, wenn sie mehr davon trinken, berauschet. Wird die Sura länger in einem warmen Orte aufbehalten, so entsteht daraus ein zimlich guter Eßich.

Die Kokkusnüsse haben zwo Schaalen. In der innern findet man, wenn die Nüsse noch nicht ganz reif sind, einen Saft, der sehr angenehm, und kühlend ist, und Durst, und Hitze dämmet. — Die innere Schaale ist sehr hart. Man macht daraus Trinkgeschirre; und da diese

Schaa-

Schaalen in großer Menge vorhanden sind, so brennt man sie auch zu Kohlen, die ein heftiges langwieriges Feuer erhalten. Zwischen den zwoen Schaalen ist ein haarigtes Wesen, gleich den Schweinborsten; man weiß daraus Stricke, und Seile zu machen, die bey großen, und kleinen Schiffen gebraucht werden, und im Seewasser dauerhafter sind, als die von Hanfe. — Die Blätter des Baumes sind sehr groß, und lang. Das gemeine Volk bedecket damit seine Häuser, flicht Körbe daraus, und weiß sie auch auf andere Art zu benutzen. — Wenn der Baum noch nicht ausgewachsen ist, so ist er um die Mitte mit einem starken Netze umgeben, das einem groben Tuch, oder Rupfen ähnlich ist. Dieß dient armen Leuten zu Segeln ihrer kleinen Fahrzeuge; eben diese Fahrzeuge aber machen die Indianer aus dem großen, und dicken Stamme dieses nämlichen Baumes. — Er wächst nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika, und Amerika. Er ist leicht zu pflanzen, und fodert keine große Mühe, noch Kosten zu seiner Unterhaltung. — Nur muß der Kokkusgarten zu einem, oder zween Jahren gedünget werden. In den am Meere gelegenen Orten geschieht dieß durch kleine Fischlein, Darles genannt, die in jener Gegend in erstaunlicher Menge gefangen werden, so daß man ein ganzes Schiffchen voll um ein kleines Geld bekömmt. Man wirft sie halb verfault um den Baum herum, und läßt es damit beruhen. Dieses Düngen ist um so besser, als der Baum überhaupt

haupt das Salzigte liebt. Wo man diese Fischlein nicht haben kann, da streut man Asche rings um den Baum. Zudem ist zu bewundern, daß die Kokkosgärten, in welchen Leute wohnen, weit fruchtbarer sind, als die übrigen. — Jedermann, Europäer sowohl als Indianer, sucht solche Gärten zu erwerben, und wer mehrere, und bessere besitzt, der ist auch der Reichere. — Die Kokkosnüsse sind, der Menge ungeachtet, nicht wohlfeil; weil der größte Theil zu den tiefer im festen Lande wohnenden Heyden, und Mahometanern geführet wird.

Die hauptsächlichste Nahrung in Goa, und anderen asiatischen Gegenden besteht im Reiße. Doch wird in der Gegend um Goa kaum so viel erzeuget, als fürs halbe Jahr nöthig ist; das übrige bringen die Portugiesen mit einer kleinen Flotte, die unter der Bedeckung eines Kriegsschiffes ist, von andern entlegenen Orten des Suds, oder Nords her. — Die Europäer essen zwar auch das ganze Jahr hindurch Rind- und Schweinfleisch, Wildprett, Hühner, und dergleichen; doch muß allemal auch eine Schüssel Reiß auf den Tisch kommen. Das Nachtessen aber besteht blos in Fischen, Kräutern, und Reiße.

Der Reiß, welcher ohne allen Zweifel in Asien viel besser, als in Europa ist, wird ganz anders, als hier zubereitet. Man wirft ihn in einen Hafen, oder Kessel, gießt das Wasser

über ihn, so daß es zwey Querfinger höher schwebt, läßt ihn langsam sieden, bis kein Wasser ober ihn mehr erscheinet; dann kehret man das Geschirr um, damit das Wasser ganz abrinnen kann, und auf diese Art bleibt Kern von Kerne gesöndert, schön weiß, und gut ausgekocht; um ihn nun zu essen, bereiten sie von den Kokkosnüssen, kleinen Krebsen, und von Pfeffer, alles miteinander gestoßen, eine Brühe, giessen etwelche Löffel voll davon über den Reiß, und essen ihn mit größtem Appetite.

Es wird meinen Lesern nicht misfallen, wenn ich noch mehreres von den asiatischen Früchten melde. — Ueberhaupt sind diese von den unsrigen ganz zerschieden, und man findet dort außer einigen Rebstöcken vielleicht keine von den europäischen Früchten. Auf den Reben aber reift die Traube zweymal des Jahrs, doch wird kein Wein daraus gemacht, entweder, weil die große Hitze es nicht zuläßt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, weil die Asiaten, Heyden sowohl als Mahometaner den Wein für verbothen halten, und keinen trinken. Daß man aber zweymal im Jahre die Weintrauben leset, auch zweymal im Jahre das Getreid in einigen Orten einärndtet, ist die Ursache die fast immer anhaltende Wärme, die große Hitze, und der nächtliche Thau, der immer die Erde anfeuchtet, und das Land so fruchtbar machet.

Unter allen Früchten steht das Ananas billig oben an, und zwar wegen seiner Größe;

 denn

denn es hat die Länge einer guten Spanne, wegen seiner Schönheit, (es ist von lichtgelber, und röthlicht vermischter Farbe) wegen seines angenehmen Geruchs, der sich durch nichts verbergen läßt, und wegen seines vortrefflichen Geschmacks, dem man nichts leichterdings vergleichen kann. — Und diese edle Frucht wächst in steinigten, und sandichten Gegenden, ohne eine besondere Kultur zu erhalten. — Man findet sie aber nicht in großer Menge; weil sie in Asien sowohl als in Afrika, wenigstens dort, wo ich gewesen bin, nur von einigen Europäern geschätzt wird; die übrigen glauben, sie sey zu hitzig, und corrosiv, und vermuthlich wird sie eben darum vernachläßigt. Im Monat März erscheint eine schmackhafte Frucht, Manga mit Namen, die auf hohen Bäumen in großer Menge wächst, und eine gelbgrünlichte Schelfe, und fast die Gestalt eines Menschenherzens hat. Es giebt deren, so wie bey uns von Birnen, zerschiedene Gattungen. Man ist der Meynung, daß sie die Galle stark vermehre; gewiß ist es, daß wer von dieser Frucht zum öftern etwas mehreres genießt, der ist den Eiterbeulen unterworfen. — Unbequem ist auch ihr gar zu großer, und haarichter Kern; weßwegen die Vornehmern nur zween Schnitze herunter schneiden, das übrige aber dem Gesinde lassen.

Eine andere sehr schöne, und gute Frucht wird Caschu genennt. Die Farbe ist gelb, und

röth=

röthlicht vermischt; der Geschmack sauerlicht, die Figur fast, wie bey einem europäischen Apfel. Sonderbar ist, daß diese Frucht den Kern nicht in der Mitte, sondern auswendig an den Stengel geheftet hat. Dieser Kern, wie eine Köste gebraten, ist köstlich zu essen. Den Saft dieser Frucht hält man für eine ungemein gute Geblütsreinigung. — Sonders bedienen sich desselben jene, die mit der venerischen Seuche angesteckt sind, deren es in selben Gegenden beynahe von jedem Stande, und Geschlechte sehr viele giebt.

Wieder eine andere Frucht, Atta, gleichet einer Pignolenzursche; ist von außen ganz grün, und rauch, inwendig aber wie ein weisses mit schwarzen Kernen vermischtes Müslein, und von vortrefflichem Geschmacke. Nur ist diese so edle Frucht ganz selten.

Bewundernswürdig sind die großen, und dicken Bäume, Schiakkas, die ihre Früchte nicht an den Aesten, sondern an dem Stamme tragen. Sie haben da eine Gattung von rauchen, grünlichten, und so großen Säcken, daß oft ein Mensch an einem allein genug zu tragen hat. In diesen Säcken sind die Früchte den hunderten nach eingeschlossen. Sie haben die Größe der Datteln, und sind sehr süß, und wohlgeschmack zu essen. Die gebratenen Kerne sind auch nicht zu verachten, die fast den Geschmack von süßen Mandeln haben.

Eine

Eine andere gute, und zugleich gesunde Frucht, die auch den Kranken zu essen erlaubt wird, und das ganze Jahr zu haben ist, darf ich nicht vergessen. Die Portugiesen heißen sie eine Feige, die Asiaten aber Banana. Sie hat mit den europäischen Feigen nicht die geringste Aehnlichkeit, sondern sie sieht ihrer Figur nach fast einer Bratwurst gleich. Es giebt deren vielerley Gattungen, größere, und kleinere, bessere, und schlechtere. Sie hat ein gelbgrünes Häutchen, das sich leicht abziehen läßt. Von innen ist sie wie ein dick gekochtes Müslein, und in der Mitte sind kleine kaum merkliche Kernchen. Der Geschmack ist süßsauerlicht, und sehr angenehm. Diese Frucht erscheint fast täglich beym Mittag- und Abendessen auf der Tafel. Sie wächst eigentlich nicht auf einem Baume, sondern auf einer zween Mann hohen dicken Staude, die aus erstaunlich langen, und breiten Blättern zusammen gefügt ist, in deren Mitte ein großer dicker Stengel aufsteigt. An diesem Stengel erscheint anfangs eine schöne dunkelrothe Blüthe, und dann ringsherum die Frucht. Es hangen oft an einem Stengel sechzig, und mehr solche Feigen. Wenn man den Stengel mit der Frucht abschneidet, so verwelket die Staude, und dürret ab; doch wachseu immer kleine Pflanzen nach, so zu seiner Zeit wieder Frucht tragen. — Weil die Blätter so gar groß sind, meynen einige, Adam und Eva hätten sich derselben bedient, ihre Blöße zu bedecken. Dermalen

malen aber haben selbe bey den Asiaten, und Afrikanern keinen besondern Gebrauch, als etwa etwas einzuwickeln.

Viele andere Früchte, die eben nichts besonders haben, übergehe ich mit Stillschweigen.

Es wächst auch in der Insel Goa Pfeffer, doch in keiner solchen Menge, wie in Kalikut, und Malabar. Doch ist dieß schon hinlänglich zu bemerken, daß dießfalls der Wunsch meiner Stiefmutter sey erfüllet worden, die mir, nach dem Sprichworte meines Vaterlandes, so oft gewunschen hat, ich möchte dort seyn, wo der Pfeffer wächst. — Er wächst an Stauden, die gleich den Hopfen an großen Bäumen hinaufklettern, und kleine Träubchen, wie Johannesbeeren, tragen, die anfangs grün, dann roth werden. Die Asiaten sieden sie, und deßwegen werden sie schwarz, aus Ursache, wie ich gehört habe, damit der Pfeffer nach Europa, und anderswo geführt, daselbst nicht gepflanzet werde. — Die Blätter sind, wie bey dem Epheue. Mir ist gesagt worden, daß, wenn in einem Keller ein größerer Haufe Pfeffers, und volle Weinfässer beysammen liegen, der Pfeffer den Wein an sich ziehe, und die Fässer ausleere. Gewiß ist, daß der Pfeffer die Feuchtigkeit stark anziehe, und daß währendem Transport von Asien nach Europa aus hundert Metzen zum Beyspiele, hundert zehn, und noch mehr werden.

Man

Man findet in Goa, und selbiger Gegend ebenfalls Zimmetbäume, aber nicht in Menge, noch von so guter Art, wie in Ceilan, und anderswo. — An großen Festtagen pflegt man dort die Kirchen mit Zimmetlaube zu bestreuen, das den angenehmsten Geruch von sich giebt. Dieß Laub ist fast, wie das Limonenlaub. Zimmetrinden werden nur jene geschätzt, die von kleinern Aesten abgezogen worden.

Endlich wächst auch Kaffee, und zwar von der beßten Gattung, doch nicht viel, weil er dort nicht sehr gebrauchet wird. Man hält ihn zu hitzig für jene Länder, und also für ungesund. Destomehr aber trinkt man Thee, der aus China gebracht wird.

Das Kommerz in Goa ist größtentheils in den Händen der heydnischen, und mahometanischen Asiaten. Den Portugiesen fehlt es entweder an Einsichten, oder, was glaublicher ist, an baarem Gelde. Sie haben einigemal, unter andern auch zu meiner Zeit, eine Handlungskompagnie in Goa errichten wollen; die Sache gerieth aber allemal ins Stecken. Das Kommerz kann auch aus der Ursache nicht floriren, weil allen fremden Schiffen der Zugang versperrt ist. Dem ungeachtet findet man in Goa die schönsten Waaren von allen vier Welttheilen.

Die Insel Goa ist mit mehrern Festungen versehn: Die vorzüglichsten sind Mormogani,

Aguada, dos Reys, Sant Diago, und Sant Lorenz: Sie sind aber alle schlecht mit Mannschaft besetzt, und müssen schon vor dem Angriffe eines asiatischen Fürsten, zu geschweigen von einer europäischen Macht, zittern. Dazu kömmt, daß der ehemals große und starkmüthige Karakter der Portugiesen sehr gesunken, und weibisch, und meyneidisch geworden ist.

Zu meiner Zeit, im Jahre 1755 zog der Vicekönig, Graf von Alva mit viertausend Mann, das dort für die Europäer eine große Armee ist, wider die Heyden zu Felde, und belagerte die wichtige Festung Ponta. Er war schon im Begriffe sie mit Sturm zu besiegen, und zu erobern; da auf einmal alles zu diesem Ende Nothwendige abgieng, und seine Officiere ihn aus gefaßtem Hasse verriethen, und schändlich allein auf dem Platze ließen. Die ausfallenden Asiaten hieben ihn, und seinen Beichtvater in Stücke; vielen Soldaten kostete es das Leben; noch mehrere wurden schwerlich verwundet, und in das Spital von Goa gesteckt. Man fieng schon an, für die ganze Insel zu sorgen; aber der Feind verfolgte seinen Sieg nicht, welches der Fürbitte des heiligen Franz Xavier zugeschrieben wurde, als den die Portugiesen als ihren kommandirenden General verehren.

Nun auch etwas weniges von der feinern Lebensart zu melden, die in diesen Gegenden

statt

statt hat. Kutschen und Pferde findet man hier eben so wenig, als in Kafernlande. Nur hat der Vicekönig von Goa eine kleine Kompagnie Soldaten zu Pferde, die aber fast einzig zur Parade an Gallatagen dienen. Die Stelle der Kutschen vertreten die Palanchins, die man mit einer kleinen, und sehr geringen Bettstatt vergleichen kann, so inwendig, nämlich wo die Person sitzet, mit einer zierlichen Decke, oder Tigerhaut, und mit zwey großen, und goldbordirten Küssen von Sammet versehen ist, so, daß der Herr, oder das Frauenzimmer nach Belieben sitzen, oder liegen kann. — Diese Bettstatt, oder vielmehr Sänfte ist mit seidenen, oder baumwollenen Schnüren an eine starke, doch inwendig hohle, etwa zwo Klaftern lange, und mit schönem Leder überzogene, und an den Enden mit zween silbernen Knöpfen gezierte Stange, so sie Bambu nennen, fest gebunden. — Das ganze ist sehr ring, und artig gemacht, und wird von vier Mohren, oder auch Asiaten nur mit einem Hemde, und um die Lenden einem Schurz umgeben, auf dem Kopf aber mit einem Casket, wo das Wappen der Herrschaft mit erhobner silberner Arbeit vorgestellet wird, gezierten, zween von vorne, und zween rückwärts sehr schleunig fortgetragen. Zur Seite lauft wieder ein, oder zween Mohren mit, die mit dem Sonnenschirm vom schönsten Sammet der Herrschaft Schatten machen. — Beym Regenwetter wird der Palanchin mit einem von Binsen artig geflochtenen

Dach.

Dache überspannt. Damit aber die darinn sitzende Person in diesem Falle nicht beängstiget werde, ist ein Fensterchen da, daß man öffnen, oder schließen kann. Diese Art sich herum tragen zu lassen, ist ungemein bequem und sicher, und macht vielleicht mehr Staat, als unsere Kutschen.

Die Geistlichen, Religiosen, und gemeinere Leute lassen sich auf eben diese Art bedienen; nur hat ihre Bettstatt, oder Sänfte eine etwas andere Form, und ist nicht so ausgeziert, wird auch nicht Palanchin, sondern Andor genennet. — Die allerschlechteste Weise ausgetragen zu werden, besteht nur in einem ausgespannten starken grünen Tuch, sind auch nur zwo Personen dazu vonnöthen, und heißt Manschira.

Die Europäer, und Mestizos, das ist, jene, so von Europäern herstammen, die schöner, und viel zarter, als die Europäer selbsten sind, tragen französische Kleidung von holländischem Tuche, und andern schönen europäischen Zeugen. Im Hause jedoch haben sie ganz leichte, bequeme Kleider von Baumwolle, als woraus in Asien ungemein schöne, und feine Zeuge gemacht werden; überdas sind die Farben derselben sehr schön, und dauerhaft, und werden durch das Waschen oft nur schöner, und lebhafter.

In der Insel Goa giebt es nichts besonders weder von zahmen, weder von wilden Thieren. Man sieht da, wie schon gemeldet, sehr wenige Pferde, keine Elephanten, Kamele, weder Esel. Kühe, Ochsen, und Schweine findet man kaum so viele, daß die Europäer (denn die Asiaten essen selten, oder gar nichts vom Fleische) zu essen haben. Dem ungeachtet sind zimlich viele Büffelochsen, die zum Feldbau, und anderen schweren Arbeiten gebraucht werden. Es sind große, und an ihrer Haut kahle fürchterliche Thiere, die sich gar gerne im Morast, und Wasser aufhalten; bey allem diesem sind sie zimlich zahm. — Von wilden Thieren giebt es auch wenig; die Tiger allein verursachen vielen Schaden; die Menschen aber fallen sie nicht leicht an. Es sind noch andere wilde Thiere, Adibes genannt, die wilde Waldhunde zu seyn scheinen; nächtlicher Weile schaden sie nicht wenig; schreyen, und heulen so, daß es Mark, und Beine durchdringt. Was sie immer antreffen, fassen sie, und schleppen es fort; und wenn die menschlichen todten Körper nicht sehr tief eingegraben werden, oder über das eine große steinerne Platten auf das Grab gelegt wird, kommen diese Thiere, graben den Todten aus, schleppen ihn fort, und fressen ihn auf. — Die Schlangen sind nicht wenig zu fürchten, zum mehresten aber die Nattern, und eine Art, so sie de Kapello nennen. Wenn eine solche Schlange erzörnet wird, lauft ihr im Kopf ein Häutchen auf, so einer Hauben gleich sieht,

sieht, und bey den Ohren erscheinen zwey lateinische S. Man sagt, der Mensch müßte an ihrem Bisse sterben. Auch Wildprett trifft man sehr wenig an, ausgenommen einige kleine Hirschen, und Haasen. Sogar mit Vögeln kann man wenig bedient werden. Es giebt zwar einige sehr schöne, grüngefärbte, und zum Essen delikate Waldtauben, die aber bey der gemeinern Tafel nicht erscheinen. — Das übrige Geflügel als Hennen und dergleichen, kann man dort haben, wie in Europa. — Die Hauptnahrung aber ist Fleisch, Reiß, und die delikatesten und wohlfeilesten Meerfische. Ich versichere, daß man das Fleisch, so insgemein sehr schlecht ist, und kraftlos, leicht entbehren könne, und sich mit den auserlesensten Fischen bedienen.

Siebentes Hauptstück.

Reise nach Afrika. Verschiedene Mißionen daselbst.

Nun muß ich auf die Reise nach Afrika kommen. — Mit allen Nothwendigkeiten, eine feste, und dauerhafte Gesundheit ausgenommen, versehen, bestieg ich den 2 Hornung 1757 ein Schiff von mittelmäßiger Größe, und verließ mit gutem Winde die Insel Goa. —

Auf dem nämlichen Schiffe befand sich Herr Johann Emanuel von Mello, der als Statthalter nach Mosambique geschickt wurde mit seiner ganzen Familie: zween Augustiner, zween Franziskaner, ein barmherziger Bruder, einige Kaufleute und dergleichen, wie auch mehrere schwarze, und weiße Weibsbilder, die gemäß den Gesetzen der weltlichen, und geistlichen Obrigkeit des Nachts versichert, und eingesperrt werden sollten. Aber dieß geschah auf unserm Schiffe nicht, und die Folge war, daß es nicht sehr erbaulich zugieng. — Es ist auch nicht rathsam, bey solcher Gelegenheit den Bußprediger zu machen. — Wenige Jahre zuvor hatte dieß auf der nämlichen Reise ein Jesuit, Dominikus Strada versucht. Er wurde aber noch selbige Nacht von den Bösewichten in seinem hölzernen Verschlage ermordet; aus Furcht der Strafe legten die Thäter hierauf Feuer an ein Pulverfaß; und das ganze Schiff mit allen, die darauf waren, flog in die Luft. Ein einziger mahometanischer Bootsmann rettete sich noch durch langwieriges Schwimmen, und brachte dem Vicekönig von Goa die traurige Nachricht. — Mich hatte zwar der oben gedachte Statthalter zu seiner Tafel eingeladen; ich nahm aber die angetragene Gnade nicht an, sondern verblieb bey der von meinen Obern angeschafften Tafel des Meisters des Schiffes, der mich sehr gut verpflegte. In dieser Reise hatten wir auch ein sehr gutes Wasser, so auf dem Meere billig als eine Hauptsache zu betrach-

trachten ist; denn unser Schiff hatte unter der ersten Decke eine Cisterne, in welcher das Wasser wegen der beständigen großen Bewegung immer aufs beßte aufbehalten wurde.

Kaum hatten wir die Erde aus dem Gesichte verlohren, als mich schon ein viertägiges Fieber angriff. Ich hatte mich von der schweren Krankheit, die ich das erste Jahr nach meiner Ankunft in Indien ausgestanden, nie ganz erholt, und verlohr meine Kräfte vollends; weil das Fieber von Tag zu Tag heftiger zunahm. — Der immer günstige Wind trieb uns schon das drittemal über die Linie, und mein Glück war, daß wir in kurzer Zeit, nämlich den 8 März in Mosambique schon angelanget sind.

Bey unserer Ankunft wurden sowohl auf unserm Schiffe, als auf der Insel die Kanonen gelöset, und der Gouverneur gesagter Insel kam gleich an unser Bord, seinen Nachfolger zu komplimentiren. Diese zween Herren erlaubten mir aus besonderer Gnade, und Krankheit wegen (denn es war eben der Tag des Fiebers) daß ich der erste aus dem Schiffe steigen, und alsobald ins Jesuiterkollegium gehen konnte. — Ich ward von meinen Brüdern mit großer Liebe empfangen, besuchte anfangs die Kirche, und begab mich dann gleich zu Bette. Das Fieber aber nahm also zu, daß ich zu phantasiren anfieng, so daß die Patres des Kollegiums in große Sorge geriethen. —

Ein eilends berufener Arzt aber verschrieb mir so gute Mittel, daß mich das Fieber gar bald verlassen hat; doch konnte ich meine Kräfte nicht sobald erholen.

Den 5 April ward ich in aller Frühe unversehens zum neuen Gouverneur gerufen. Ich gehorchte alsogleich, und fand in seinem Hause fast alle portugiesische Herren versammelt. Man führte mich in sein Zimmer, und ich traf den guten Herrn im Bette liegend an; das Bett, und den Boden aber mit Blute besprengt. Weil ich von allem, was vorgegangen war, nichts wußte, so fragte ich, ob er sich zur Ader gelassen habe? Ach Pater! antwortete der Kranke, haben sie die Güte, meine Beicht anzuhören. Das that ich, und ließ ihm darauf das heilige Abendmahl reichen, als die letzte Wegzehrung in die Ewigkeit.

Der Mann hatte selbigen Morgen einen Selbstmord versuchet, und war zweymal mit solcher Gewalt an seinen zwischen der Wand, und Sesseln fest gemachten Degen gelaufen, daß er sich alle zweymal den ganzen Leib durch und durch gestoßen hatte. Man sagte, daß übertretene königliche Befehle, nebst einigen andern Ursachen ihm den Kopf verwirret, und ihn zu diesem traurigen Entschlusse gebracht hatten. Er bath mich, ich möchte ihn bey seinem annahenden Tode nicht verlassen; ich stand ihm auch bey, so gut ich konnte, ließ ihm am

Abende

Abende die letzte Oelung ertheilen, und er gab noch selbige Nacht gegen zwölf Uhr seinen Geist auf.

Man kann sich leicht vorstellen, in was für einer äußersten Bestürzung seine gute Gemahlinn sich befunden habe, da sie ihren liebsten Herrn Gemahl in einem so erbärmlichen Zufall verlieren mußte. Er war im 38 Jahre seines Alters, und hinterließ drey Kinder, einen Sohn von 14 Jahren, der schon die Person eines Fähndrichs bekleidete, und zwey Fräulein, eine von 11, die andere von 9 Jahren. Auch die gute, und höchst betrübte Frau wollte ihr das Leben mit Entziehung der nothwendigen Nahrung nehmen; in der That, nur in meiner Gegenwart nahm sie etwas weniges zu sich, daß ihr kümmerlich das Leben erhalten konnte. Ich sprach ihr zwar zu, so viel es immer in meinen Kräften war; aber alles war umsonst; denn sie stellte ihr vor, als hätte sie an dem bedaurungswürdigen Todsfall ihres geliebten Herrn in einem, oder andern Stücke einen Antheil gehabt. — Meines Erachtens hatte sie sich nicht gänzlich betrogen; denn, wenn sie bey ihrem Herrn aufs wenigste in nämlichen Zimmer geschlafen hätte, welches doch hätte geschehen sollen, da sie schon vorhero seine Verwirrung bemerkt hatte, so wäre vielleicht der so traurige Todsfall niemals erfolget. — Aber leider! hat auch in jenen Gegenden die verderbliche Mode eingerissen, daß Herr und Frau jedes sein be-

sonders Schlafzimmer haben will; welches Verfahren zum öftern nicht geringe Unheile verursachet. — Diese gute, und nicht zu tröstende Frau verursachte mir also nicht wenige Mühe; da ich Tag, und Nacht um sie zu trösten, und ihr beyzustehen zubringen mußte. Zu selber Zeit geschah es, daß ein mit asiatischen Waaren beladenes Schiff, das aus Dio, einem portugiesischen Haven in Asien, kam, eben wie es in den Haven von Mosambique einlaufen wollte, auf eine Sandbank gerieth, und durch keine Mühe wieder losgemacht werden konnte, obwohl die Leute und die Waaren, so aber die hineinschlagenden Wellen auch schon verderbet hatten, alle gerettet worden sind. — Ein im Arsenal zu Mosambique angestellter Portugiese, Namens Emmanuel Correa, unternahm es, das gestrandete Schiff in den Haven zu liefern, und wieder brauchbar zu machen. — Er sammelte so viel leere Fässer, als er nur haben konnte. Diese band er zur Zeit der Ebbe, das ist, bey dem zunehmenden Meere, an das Schiff, das nun durch die so sehr vergrößerte spezifische Leichtigkeit sich vom Sande losriß, und zur nächst darauf folgenden Zeit der Fluth führte er es zu jedermanns Erstaunung glücklich in den Haven.

Den 24 April begab ich mich wieder zu Schiffe, und auf die Reise, um endlich in die mir bestimmte Mißion an den Flüssen von Senna zu kommen. — Die Flüsse von Senna genannt, sind ein zimlicher Strich Landes, so

groß,

groß, oder noch größer, als die Grafschaft Tyrol, an dem großen Fluß Zambesi gelegen. Der Kaiser von Monomotapa hat ihn den Portugiesen unter dem Bedingnisse eines jährlichen Tributes abgetreten. Dieser Tribut aber besteht in einem rothsammetnen Küssen, einem schönen Sessel, und andern Kleinigkeiten. Ueber das schicken sie ihm eine Kompagnie Soldaten, deren Anzahl zwar den Namen einer Kompagnie nicht verdienet, indem sie sich nur auf fünfzehn bis zwanzig Mann beläuft. — Jeder schätzt sich glücklich, sonders aber der Kapitain, der dahin geschickt wird; denn sie werden jederzeit reichlich belohnt, besonders wenn sie seiner schwarzen Majestät einige europäische, oder asiatische Lieblingskleinigkeiten mitbringen. — Diese Soldaten dienen dem Kaiser zu seiner Leibwache. — Die dermalige Reise war wegen den vielen auf dieser Strasse umher gestreuten, und unbewohnten kleinen Inseln, Klippen, und Sandbänken höchst gefährlich; dazu kam noch, daß mich das viertägige Fieber wieder anfiel, jedoch nicht mehr so heftig, als das vorigemal. Der Wind war immer sehr günstig, und wir brauchten zur ganzen Reise nur zwölf Tage. Da wir unter einer Polushöhe von achtzehn Graden, und dem festen Lande nahe kamen, auch mit harter Mühe den aufgesuchten Meerhaven entdeckt zu haben uns schien, gab unser Schiff mit einer Kanone ein Zeichen, und erhielt auch die erwünschte Antwort von der Festung Tangelane.

Sonst ist insgemein ein großes Frohlocken, wenn man den gewünschten Seehaven erblickt. An diesem Orte ereignet sich das Widerspiel; weil die Einfahrt in diesen Haven gefährlich ist. Denn der Grund ist nicht tief, und dann liegen auch zwo Sandbänke einander gegenüber, an die die Schiffe leicht anfahren, sich setzen, und endlich wegen den gewaltigen, und anhaltenden Wellenstößen zu Stücke gehen. — In der That, da wir hinein fuhren, schien das sonst so schöne, und helle Meerwasser eine Kothlacke zu seyn. Die Leute, so uns von der Festung aus sahen, fiengen schon an für uns zu bethen. Dem allem ungeachtet liefen wir den 6 May 1757 glücklich in den Haven.

Wie der Mißionar, und Pfarrer der nächsten Dorfschaft Quillemane von meiner Ankunft gehöret hatte, kam er alsogleich auf das Schiff, und wir freueten uns herzlich einander wieder zu sehen; indem wir schon in Goa gar gute Freunde gewesen, und miteinander die Theologie studiret hatten. Er führte mich in seine Residenz, und erwies mir alle mögliche Liebesbezeigungen. Hier ist für ein, und allemal zu bemerken, daß das Wort Residenz nicht für ein prächtiges Gebäude, sondern nur für ein gemeines, und oft sehr schlechtes Haus, wo ein, oder mehrere Mißionarien beysammen wohnen, müsse genommen werden. — Weil aber der gedachte Mißionar zum Visitator der ganzen Mißion ernennt war, so mußte er sich

nach

nach Senna, der Hauptresidenz dieser Mißion, begeben. Er ließ also mich zu Quillemane als untergestellten Pfarrer so lange, bis ein anderer Mißionar geschickt würde.

Dieses war für mich eine sehr beschwerliche Lage, weil ich der Landessprache noch unkundig war. Das viertägige Fieber hatte mich zwar wieder verlassen; dafür fiel ich aber bald darauf in eine schwere hitzige Krankheit, die mich in allen fünf Sinnen angriff, und die Leibeskräfte ganz erschöpfte. Ich war in einem Orte, wo weder ein Arzt, noch die nöthigen Arzneyen zu finden waren. Ich unterwarf mich also einer dort gewöhnlichen barbarischen Cur. Man setzte mich ganz entblößt auf einen durchlöcherten Sessel, überdeckte mich ganz über den Kopf mit vielen Tüchern, stellte unter den Sessel einen großen mit heißem Wasser, und Kräutern gefüllten Topf, und ließ mich so schwitzen, und schmachten. Ein paarmal hielt ich es aus; wie es mir aber keine Linderung verschaffte, schritt ich lieber zu einer Aderläße, und zu laxirenden Mitteln. Durch diese erhielt ich wiederum eine mittelmäßige Gesundheit, also daß ich am Feste des heiligen Vaters Ignatius, obwohl mit harter Mühe, die heilige Messe lesen konnte.

Den nämlichen Tag ward ich von meinem Nachfolger abgelöst, und annoch sehr schwach auf einem Schiffchen mit zwölf Rudern verse-

hen,

hen, nach Senna gegen den Strom des Flusses Zambesi geführt. Senna ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs, und eines Generalvikars in geistlichen Sachen: die Dominikaner haben da eine Residenz, und sind die Pfarrer des Orts. Die Augustiner, Franziskaner, und barmherzigen Brüder kommen nur jährlich hin Almosen zu sammeln, und sich lustig zu machen. — Der Ort hat auch eine Festung, die aus an der heißen Sonne gebrennten Ziegeln gebauet ist. Sie kann nur dienen die Kafern, oder Mohren im Zaume zu halten. Denn da selbige kein Feuergewehr haben, so kann ihnen diese sonst lächerliche Festung immer hinlänglichen Widerstand leisten.

Ich hielt mich in Senna als Socius des Visitators fast ein ganzes Jahr auf, war aber die meiste Zeit krank, und unpäßlich, also daß ich Gott, und seine Heiligen inständig bath, mir fünfzehn oder zwanzig Tage zu einer Erholung zu schenken. Dem ungeacht that ich meine geistlichen Verrichtungen, und bestieg als Fastenprediger oft mit dem Fieber die Kanzel.

Hier ist zu bemerken, daß an allen portugiesischen Orten in Asien, und Afrika in portugiesischer Sprache geprediget wird. Denn die Sprachen der Mohren sind so verschieden, daß es hart wäre, sie alle zu erlernen, zugleich sind sie sehr arm, und mangelhaft an den Wörtern, besonders jenen, die nothwendig sind,

den katholischen Glauben zu erklären. Die Portugiesen lernen von der Sprache der Mohren nur so viel, daß sie mit ihnen handeln, auch von ihnen nicht gar verkaufet werden können. Es sind also die guten Mohren, die mit den Portugiesen, oder andern Europäern umgehen, gezwungen, derselben Sprache zu erlernen. Wo dieß nicht geschicht, ist kein anderes Mittel, als einen Dollmetsch zu gebrauchen.

Wie alle Mittel mir meine Gesundheit zu verschaffen, fruchtlos waren, schickte mich der bescheidene Pater Visitator im Monate May 1759 nach Tette, der letzten Dorfschaft, so die Portugiesen in Monomotapa besitzen; weil dort eine gesündere Luft ist. Ich traf die Residenz des Orts ganz verwirrt, und verwüstet an, und fand keinen Menschen, auch nur das nöthige Brod zu backen, also daß ich mich gezwungen sah, einen portugiesischen Herrn um selbes zu ersuchen. Denn mein Vorfahrer hatte durch seine zu große Schärfe alle Dienstleute, und Sklaven der Residenz vertrieben. Doch kamen sie wieder zurück, als sie hörten, daß ich von sanfterm Betragen sey, und wir lebten ganz vergnügt mit einander. Ich hatte auch meine Gesundheit zimlich erholet, meine verlohrnen Kräfte nahmen immer zu; und ich hatte in meiner Residenz bereits alles in guten Stand gebracht, als ich sie wieder verlassen, und eine andere, eine halbe Tagreise entlegene, Marangue mit Namen, nebst einem

So=

Socius, der ein Genueser war, übernehmen mußte. —

Auch da fand ich alles in ganzer Verwirrung, und einen großen Abgang nöthiger Hausleute; sogar der Muchasambo, das ist, der Vorsteher der Mohren, hatte sich in die Flucht begeben. — Die Residenz Marangue liegt in einer Einöde, in der man keinen einzigen Europäer, und nichts als Mohren antrifft. Die Gegend ist voll wilder Thiere, so daß ich mir keine Mühe mehr gab, die vorbey marschierenden Elephanten zu sehen; doch hatten wir vor selben nichts zu fürchten, weil die Residenz gut gebauet, und mit Ringmauern umgeben war. — Ich lebte hier mit meinem Gespane gesund, und vergnügt, und machte Anstalten, die Sklaven der Residenz, die mein Vorfahrer, ein Deutscher von Olmütz gebürtig, und mein ehmaliger Connoviz in Rom durch seine Schärfe verjagt hatte, zu versammeln. Ich nahm ferner die zur Residenz gehörigen Güter in Augenschein, und machte mich gefaßt, der mir anvertrauten Gemeinde mit Nutzen vorzustehen.

Achtes Hauptstück.

Gefangennehmung der Missionarien auf Befehl des Königs in Portugall im Jahre 1759.

An dem 7 September gieng ich mit meinem Gespane nach Tette, wohin wir vom dortigen Mißionar unserm sehr guten Freunde das Mariageburtsfest feyerlich zu begehen eingeladen waren. Ich wollte zwar nach vollendeten Feyrlichkeiten gleich wieder nach Hause gehn; auf dringendes Anhalten des Missionars, und anderer Herren Portugiesen aber verschob ich die Rückreise auf den folgenden Tag. — Den 9 September, an welchem im selben Jahre 1759 das Namen-Mariafest einfiel, waren wir drey Jesuiten eben von einem vergnügten Mittagmahle aufgestanden, und zu unserer Unterhaltung in einem theologischen Disput von der Erbsünde ganz hitzig begriffen; als der Kommendant der Dorfschaft von mehrern Herren Portugiesen, und einer zahlreichen weißen, und schwarzen bewaffneten Mannschaft begleitet in die Residenz kam. Wir empfiengen diese Herren, ohne was Widriges zu träumen, mit Höflichkeit, und führten sie in einen Saal.

Nach einem kurzen Gespräche stand der Kommendant mit den übrigen Herren auf, und mit weinenden Augen (denn er war jederzeit unser guter Freund) kündete er uns an, daß wir nach einem gemessenen, höchst strengen Befehle des Königs in Portugall alle drey sollten als Staatsgefangene ergriffen, und in einen Kerker der dasigen Festung geworfen werden, mit der außerordentlichen Schärfe, daß keiner zuvor noch, auch nur das Brevier zu holen, auf sein Zimmer gehn dürfte.

Und alsogleich wurden wir, wie wir da giengen, und standen, ohne auch nur ein Hemde abzuwechseln zu haben, mit gewaffneter Hand in die Festung geführt, in einen finstern, unreinen Kerker voll des Ungeziefers, worinn zuvor einige schwarze Missethäter gelegen hatten, geworfen, und auf das schärfeste von bewaffneten weißen, und schwarzen Leuten Tag, und Nacht im Angesichte bewachet. — Wir fragten um das Verbrechen, wessentwegen wir so schwer gestrafet würden, und erhielten zur Antwort, wir wären zwar unschuldig, aber unsere Brüder in Portugall hätten dem Könige nach dem Leben getrachtet, und viele andere Missethaten begangen, die wie eine Erbsünde auch uns zur Last fielen. Man kann sich leicht vorstellen, welcher Donnerschlag für uns diese Nachricht war. Meine zween Gespanen brachen in heiße Thränen aus, da sie

sahen,

sahen, und etwas reifers zu Gemüth führten, daß wir anitzt von den größten Ehren, und Ansehen, in das größte Elend, Schande, und Spott auf einmal gestürzet wären; ich aber war nicht so glücklich, mein Herz mit Thränen erleichtern zu können.

Uebrigens besuchten uns der Kommendant, andere Herren, und die dasigen Paters Dominikaner zum öftern, uns Trost, und Unterhaltung zu verschaffen. Auch an Essen, und Trinken ließ man uns nichts abgehn. — Unter andern befand sich dort ein portugiesischer Officier, der, ob er schon ehmals in Goa aus der Gesellschaft Jesu gestossen worden, sich doch als einen sehr guten Freund bezeigte. Er war ein tapferer Soldat von allen geehrt, und gefürchtet. Zur Zeit unserer Gefangennehmung schickte ihn der Kommendant in einen entlegenen Ort, unter dem Vorwande eines Feldzugs wider einen mohrischen Fürsten. Nachmals ward er, nachdem wir schon in dem Kerker versichert waren, alsogleich wieder zurück berufen, und besuchte uns sehr oft. Er erboth sich uns Wege, und Weise zur Flucht zu zeigen. Denn da er die Festung auszubessern gebraucht wurde, und zugleich wegen eines ihm zugemutheten Todschlags in Sorgen stand, bereitete er sich in der Festung einen verborgnen Ausgang, um durch selben, wenn er gefangen gesetzt würde, entwischen zu können; und diesen Ausgang wollte er auch uns ent-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

decken. — Es wurden die Hauptleute der Schwarzen sowohl von der dasigen, als von meiner Residenz Marangue zugelassen, uns im Kerker zu besuchen. Sie bothen uns ihr Blut, und Leben zu unserer Befreyung an. Wir gaben aber allemal zur Antwort, dieses alles wäre unnöthig: wir wären ohnehin in der sicheren Hoffnung, daß sich die Sache bald ändern, und daß man uns mit allen Ehren in unsern vorigen Stand setzen werde.

Wäre unser Betragen nicht so beschaffen gewesen, so würde es ganz sicher zu blutigen Auftritten gekommen seyn. Denn meine Kasern von Marangue waren besonders fürchterliche, und sehr tapfere Leute. Zudem sind die Mohren insgemein zur Aufruhr, und zum Kriege geneigt, in der Hoffnung mit Stehlen, und Rauben sich behelfen zu können; denn sie würden gewiß zum allerersten auf die Europäer losgegangen seyn. Der Kommendant hatte dieß selbst gefürchtet, und daher vor unserer Einkerkerung alle Waffen auch in unsern Häusern aufsuchen lassen, indem er einen bevorstehenden Krieg zur Ursache angab.

Aber was hätten wir durch die Flucht auch gewonnen? Nichts anders, als daß wir hernach gleich den Wilden in Wäldern, und Einöden elend leben, und herum irren müßten. — Denn nach Europa, oder in ein anderes nicht portugiesisches Land zu kommen, wäre für uns

eine

eine Unmöglichkeit gewesen. Oder wie hätten wohl unbewährte Leute ohne Geld, und Geldeswerth ungeheure, unbekannte, öde, mit wilden Menschen, und Thieren besetzte Länder durchziehen können? Es war also wohl überflüßig, uns so genau zu bewachen, da die Flucht für uns ein noch viel größeres Uebel, als der abscheulichste Kerker gewesen wäre. Aufs mindeste konnten wir auf diese Art unser armseliges Leben retten, und uns schmeicheln, daß endlich das erstaunliche Ungewitter der Verfolgung nach und nach sich legen würde.

Nachdem wir acht Tage zu Tette im Kerker gesessen, wurden wir heraus gezogen, auf ein kleines mit zwölf Rudern versehenes Schiffchen gesetzt, und unter der Bedeckung eines Officiers, und einiger Mannschaft den Fluß Zambesi hinunter nach Senna geführt. Gleich die erste Nacht landeten wir bey meiner Residenz Marangue an; es ward uns aber nicht verstattet, in selber zu übernachten; wir mußten unter einem Gezelte am Ufer des Flusses bleiben. Vor der Abreise ward uns doch noch gestattet in die Residenz zu gehen, um einige nothwendige Kleidungsstücke zu holen. Wir fanden alles unter über sich gekehrt; mußten aber gedulden, schweigen, und gehen. — Mein von Asien mitgenommener Bediente, der mich überall gut bedienet, und noch sehr liebte, rührte mein Herz nicht wenig; da ich ihn über mein so großes Unglück weinend verlassen

 mußte-

mußte; doch ward mir zur Gnade erlaubt, zu meiner Bedienung einen schwarzen Knaben mitzunehmen.

Nach einer Reise von acht Tagen kamen wir nach Senna, wo der Gouverneur viel schärfer mit uns verfuhr. Wir wurden in einen finstern Kerker der Festung gesetzt, und kein Mensch durfte uns besuchen. So saßen wir nun in einem Orte gefangen, der ehedem die Hauptresidenz unserer Mißion gewesen, und wo wir in größtem Ansehen gestanden sind. Wir wurden hier von einem Fähndrich bewacht, der uns wieder nach einer Woche auf einem kleinen Schiffe weiter führte. Dieser Mann hielt uns sehr hart, und wollte uns immer unter seinen Augen haben, besonders hatte er auf mich ein wachbares Auge, doch konnte ich mir nicht beyfallen lassen, warum. — Das Nachtquartier ward wieder allemal am Ufer des Zambesi aufgeschlagen, ob wir schon einmal in unserer Residenz Kaja bequem hätten ausruhen können; und ein andersmal von dem durch einen heftigen Wind aufgetriebenen Sande beynahe am Ufer erstickt wären. Nach einiger Zeit, an dem Orte nämlich, wo der Fluß Zambesi sich in zween Aerme theilt, wurden wir endlich einem andern Officier, einem guten, bescheidenen Manne übergeben; dieser lieferte uns nach Quillemane. Weil die Festung von diesem Orte zwo Stunden entlegen, und fast zusammen gefallen war; so war der

Befehl des Gouverneurs von Senna uns auf ein daselbst vor Anker liegendes Schiff zu setzen. Der Kommendant von Quillemane aber war menschlicher, und gab uns die dasige Jesuitenresidenz zu bewohnen, ließ uns auch zum Scheine bewahren. Wir waren da unser sechs Jesuiten, weil drey schon zuvor hier saßen. Dieß war für uns Bedrangte in der That keine geringe Linderung; denn auf solche Art konnten wir einander trösten, und einer dem andern in seinen Anliegenheiten beyspringen. — Der Kommendant, ohnedem schon ein guter Freund zu uns, sagte uns ganz aufrichtig: Woferne einer, oder der andere aus uns flüchtig gienge, (wozu sich täglich Gelegenheit an die Hand gab) so hätte auch er kein anderes Mittel, seinen Kopf zu retten, als sich aus dem Staube zu machen. — Vom Gouverneur zu Senna kam ein Befehl nach dem andern, man sollte uns auf ein Schiff setzen. Der Kommendant aber gab allemal zur Antwort: er hätte keinen andern Befehl, als uns sicher nach Mosambique zu schicken; zudem wäre auf dem Schiffe die Unbequemlichkeit für uns, für unsere Wächter, und Leute die uns verpflegen müßten, gar zu groß.

Wir waren in Quillemane vom dritten October bis auf den ersten November, welches leztere für die Schiffe dieses Havens die gewöhnliche Zeit der Abfahrt nach Mosambique ist. — Am Feste aller Heiligen durfte einer aus

uns die heilige Messe lesen, und den übrigen die heilige Kommunion reichen, welches uns seit unserer Gefangenschaft das erstemal erlaubt wurde. — Es war für uns sechs Priester eine herzbrechende Sache, da wir unsere Kirche, so nur einen Flintenschuß von uns entlegen war, vor Augen hatten, und doch keine heilige Messe lesen durften. Der Kommendant konnte es uns aber dießmal erlauben, weil ein ausdrücklicher Befehl vom Könige sowohl, als vom Bischofe da war, daß alle, und jede kommunizieren sollten, ehe sie sich aus jenem höchst gefährlichen Haven, wo so viele Schiffe zu Grunde gehen, auf das hohe Meer wagten.

Um aus diesem Haven glücklich hinaus zu fahren, muß man drey Stücke wohl beobachten: Erstens muß es im Neu- oder Vollmonde geschehen; weil um diese Zeit das Meerwasser fünf, bis sechs Spannen höher steigt; dieß sichert das Schiff vor den Sandbänken. Zweytens muß zum Ausfahren der Abfluß, zum Einfahren aber der Einfluß des Wassers, der zu sechs und sechs Stunden richtig erfolgt, abgewartet werden, denn so wird das Schiff selbst vom fließenden Wasser fortgetrieben. Drittens soll man einen dem Laufe des Schiffes günstigen Land- oder Seewind, je nachdem man aus- oder einfährt, zu bekommen suchen.

Den zweyten November fuhren wir hinaus bis zur Festung Tangelane, wo der Fluß Zambese

fest sich in das Meer ergießt. Wir lagen noch vor Anker, als ein Schiff, daß unter der Bedeckung des unsrigen stehn sollte, sich vermessentlich hinaus wagte. Der Wind war aber zu schwach, und das Schiff stieß, durch die Gewalt des Wassers getrieben, in unserm Angesichte, mit solcher Heftigkeit auf eine Sandbank, daß es sich alsobald in zween Theile spaltete, und so zu sagen, sah man in dem nämlichen Augenblicke nichts mehr davon. Man schickte zwar gleich ein Schiffchen von acht bis zehn Rudern hinaus, was möglich wäre, zu retten, aber vergebens. Tags darauf, als wir ein gleiches Schicksal zu vermeiden, in den Haven zurück fuhren, erschien das Boot des verunglückten Schiffes, ohne Steuer- oder andere Ruder; einige schwarzen Buben, und Mädchen, die die Fluthe wieder ans Gestade trieb, und drey, oder vier Bootsknechte, die durch langwieriges Schwimmen sich gerettet hatten, ausgenommen, alle übrige sind armselig zu Grunde gegangen. Auch drey von uns sechs staatsgefangenen Jesuiten hätten auf das gedachte verunglückte Schiff gesetzet werden sollen; Gott aber hat etwas anders angeordnet, und sie zu einem andern Schicksale vorbehalten.

Neuntes Hauptstück.

Bemerkungen über das Kafernland.

Ehe ich Afrika ganz verlasse, gedenke ich noch etwas von den Sitten, und Eigenschaften der Kafern und ihrem Lande zu erzählen. Ich versichere aber meine Leser zum voraus, daß ich nichts sagen werde, was ich nicht durch Erfahrung, oder aus sichern Nachrichten gewiß weiß. — Die Kafern sind von Geburt aus ganz schwarz, und je schwärzer sie sind, für desto schöner werden sie gehalten; gut gebildet, stark, und munter; träge zur Arbeit; mit Essen, und Trinken aber leicht zu befriedigen. Man findet unter ihnen selten Krumme, Lahme, Bucklichte, Schielende und dergleichen; doch sehr viele Blinde, besonders an den Orten, wo die Stralen der Sonne heftiger sind; es ist bey ihnen gebräuchlich, daß Krumme mit Krummen, Bucklichte mit Bucklichten, und so weiter sich verheyrathen, damit eines dem andern nichts vorzuwerfen habe; Weiber sowohl als Männer gehen jederzeit blos daher, und nur der mittlere Theil des Leibes wird mit einem Tuche, wenn sie damit versehen, oder mit der Haut eines Thieres, oder auch mit Laube bedecket. Wenn die Portugiesen ihren Sklaven jährlich eine, oder andere Elle grobes Tuch, oder zu Zeiten ein

ein größeres gefärbtes Schnupftuch geben um die Mitte zu binden, so sind sie damit sehr zufrieden, und glauben mit dieser Kleidung eine besondere Figur zu machen.

Es sind insgemein grobe, und dumme Leute. Doch sind sie in den Orten der portugiesischen Herrschaft etwas manierlicher, und witziger. Sie tragen gegen die Europäer, und weißen Asiaten einen großen Respekt, besonders aber gegen den Weibsbildern. — Es ist auch keine Gefahr, daß sie den Europäern, oder Asiaten was zu Leide thun, noch minder, daß sie ihnen nach dem Leben streben; es sey dann, daß sie von ihren Herren, oder Frauen den Befehl bekommen, einen aus dem Wege zu räumen; wie es einem Mißionar der Gesellschaft Jesu, der die ärgerliche Unzucht einigen vornehmern Personen zu stark untersagte, einige Jahre, bevor ich nach Tette kam, ergangen ist.

Die Mohren stehlen, und rauben sehr gerne, und in diesem Stücke findet man sie sinnreicher, als gewöhnlich. Man kann sie auch zu einigen Handwerken abrichten, und man bildet Schneider, Schmiede, Zimmerleute, Goldschmiede, Bartscheerer und so weiter aus ihnen. Auch auf europäische Art zu kochen lernen sie zimlich gut, und die Portugiesen versehen ihre Küche insgemein durch Mohren, jedoch mit Mannspersonen, gar selten durch schwarze Weibsbilder, welches seine guten Ursachen

 hat.

hat. — Nicht leicht lernet ein eigentlicher Mohr das Lesen, und Schreiben, und man arbeitet oft viele Jahre vergeblich, ihnen die nöthigen Glaubenswahrheiten begreiflich zu machen. Die Patrizier, oder Mulatten, das ist, jene, so von einem weißen Vater herstammen, die auch nicht gar schwarz, wie die übrigen, sondern schwarzbraun sind, lernen lesen, und schreiben, und sind überhaupts weit geschickter vor den übrigen Mohren; und deßwegen werden auch selbe von ihnen wie kleine Herren geschätzt, und geehret.

Alles dient den Kafern zur Speise, Hunde, Katzen, Mäuse, Schlangen, Heuschrecken, Elephanten, Meerpferde, und andere wilde Thiere, und Fische; sollte das Fleisch auch stinkend, und faulend, oder gar mit Würmern wimmelend seyn. — Ihre gemeine Nahrung aber ist der Hirse, oder Hirsebrey, der aber dort viel größer wächst, als hier in Europa. — Die schwarzen Weiber machen ihn mittels zwoer steinernern Platten zu Mehle (denn was eine Mühle sey, wißen sie nicht) und kochen ein dickes Mus, wie eine Polente daraus. Jeder nimmt dann von diesem Muse ein zimliches Stück, und wenn er ein Stück halbverfaultes Fleisch, oder Fisch zum Zugemüse hat, so lebet er herrlich. Im Falle der Noth essen sie auch das rohe Mehl, oder den im Wasser eingeweichten Hirse, absonderlich wenn sie auf der Reise begriffen sind, und die Gelegenheit nicht haben,

ihre

ihre Polente zu kochen. Das Wasser ist der gemeine Trank, und der Mohr achtet es nicht, ob es von einem Fluß, Bronnen, oder von einer Pfütze, ob es klar, oder trübe sey. — Sie machen aber auch eine Gattung Bier, so sie Pombe nennen. Es wird aus halbgebrochenem Hirse, den man im Wasser so lange gähren läßt, bis das Ganze dick, wie eine Buttermilch, wird, verfertiget; dann seiget man es durch ein Tuch, oder ein anderes Instrument, und erhält ein Getränk, das in seinem Geschmacke, wie in seiner Farbe einer Buttermilch nicht unähnlich ist; übrigens aber abkühlet, nähret, und auch berauschet. Ich selbst trank manchmal nicht ungerne davon, mich abzukühlen. — Die Mohren verfertigen es insgemein nach der Aernte, und erlustigen sich dabey unter dem widerwärtigen Klang ihrer musikalischen Instrumente mit Tanzen, und Springen.

Gedachte musikalische Instrumente bestehn aus sechs, oder sieben Trommeln von zerschiedener Größe, die nichts anders sind, als bis in die Mitte ausgehölte, und mit einer starken Thierhaut, die in der Mitte noch mit Pech bestrichen wird, überspannte Blöcke. Auf diese Trommeln schlagen sie bey ihrer Musik mit einem starken Prügel, und da entsteht so ein Getös, daß man es auf eine halbe Stunde hört. Zu einer vollkommenen Musik gehören auch große Kühehörner, an die sie mit einem Stocke schlagen, und ein großer Triangel von

Stahl.

Stahl. Dazu kömmt noch ein allgemeines Geschrey, und Geheule, so gemeiniglich das Lob ihres Herrn enthält, und man kann sich vorstellen, daß diese Musik für einen Europäer, sonders in der Nähe, unerträglich sey. Dem ungeachtet mußte man ihnen geduldig zuhören, es für eine Ehre halten, und sie beschenken.

Ein anderes musikalisches Instrument der Mohren ist, sonders bey nächtlicher Stille, nicht unangenehm zuhören. Auf einem viereckigten Brette sind mehrere stählerne Zünglein von zerschiedner Größe fest gemacht. Dies Brett wird in einen großen ausgehölten Kürbis gesetzt, fast wie auf einem Klavier, sehr künstlich gespielt. — Wieder ein anders Instrument besteht aus größern, und kleinern Moosröhrchen, beyläufig wie jenes, so man den Faunen in die Hände malt. In diese Röhrchen blasen sie hin, und her fahrend, und es klingt ebenfalls nicht übel. — Das allergemeinste Instrument aber ist ein halber Bogen, an den eine Saite von Haarwachs gespannt ist. In der Mitte des Bogens ist ein kleiner ausgehölter Kürbis fest gemacht, diesen Kürbis setzen sie auf die bloße Brust, mit der linken Hand machen sie ihre Griffe, wie bey unsern Geigen geschieht, in der rechten haben sie ein Rüthchen, womit sie auf die Saiten schlagen, und unterschiedliche Töne hervorbringen, und so machen sie gehend, und stehend ihre lustigen Tänze auf.

Zu den Festen, wobey das obgedachte Pombe getrunken wird, laden sich die benachbarten Dorfschaften einander wechselweise ein, sie tanzen, und springen, und achten es wenig, wenn dabey auch alles aufgeschwelgt wird; so daß sie hernach gezwungen sind, in Wäldern ihren Hunger mit wilden Baumfrüchten, oder gar mit gewissen Baumrinden zu stillen.

Ihre Hütten sind von Moosröhren, und hin, und wieder eingesenkten Pfählen sehr artig zusammen gefüget. Die Thür ist insgemein sehr niedrig, daß man im Aus- und Eingehen sich bücken muß. Diese Hütten sind gemeiniglich rund, und das Dach ist einem Sonnenschirme ähnlich, aber so gut geflochten, daß kein Regen durchdringt. Der Hausrath ist sehr klein. Tische, Stühle, und Bettstatten sind ihnen unbekannte Dinge. Das ersetzt alles die liebe Erde. Das Bett ist ein aus gewissen Binsen geflochtener Sack, der ihnen für Unter- und Oberbette dienet. Denn wenn sie schlafen wollen, schliefen sie nur in diesen auf einer Seite offen gelassenen Sack, und der Fetzen Tuch, womit sie sich beym Tage bedecken, dient ihnen des Nachts zum Kopfküssen.

Zum Kochen haben sie einen, oder andern großen erdenen Hafen, auch etwa einen Topf; zum Trinken einen großen Wasserkrug, und einige Kokkusschaalen; und zur Tafel, wenn man so sagen kann, manchen hölzernen Napf,

oder Teller, auch einige Messer. Löffel, und Gabeln wissen sie nicht zu brauchen.

Ihre Waffen sind Bogen, und Pfeile, ein fast zwo Ellen langer eiserner Wurfpfeil, und ein großes Messer. — Sie zielen mit ihren Pfeilen so gewiß, daß manche auch Vögel von den Bäumen schießen. In der Ferne von dreyßig Schritten schießen sie einen Menschen durch und durch. Sie bestreichen manchmal die Pfeile, besonders wenn ein Krieg, oder Aufruhr entsteht, mit einem sehr scharfen Gifte; und wer dann von selben auch nur wenig verletzt wird, ist sicher ein Kind des Todes, wenn er nicht gleich das anständige Gegengift bey Handen hat.

Diese Völker sehen es gar nicht ungerne, wenn es unter ihnen einen Krieg absetzt. Insgemein wird aber dabey nicht viel Blut vergossen. Sie suchen vielmehr einander durch List zu übervortheilen. Sieht ein Theil sich übermannet, so ergreift er alsogleich die Flucht. Der Ueberwinder aber raubet, was er im Gebiethe des Besiegten findet, zündet seine Hütten an, macht die zurück gelassenen Weiber und Kinder zu Sklaven, und bleibt so lang im Besitz selbiger Gegend, bis er von einem andern Feinde wieder eben so daraus verjagt wird.

Im Kafernlande sind viele Fürsten und Könige, das Oberhaupt aber ist der Kaiser von Monomotapa, der ehedem sehr mächtig war,

und weitschichtige Ländereyen beherrschte. — Aber in den letztern Zeiten wurde seine Macht sehr geschwächet; weil einmal unter mehrern regiersüchtigen Brüdern ein Krieg entstanden ist, indem sodann jeder einen Theil des Reiches abgerissen, und als ein besonderes Königreich behauptet hat. — Der Palast Seiner schwarzen Majestät ist, wie ich vernommen, ebenfalls von Moosröhren, und fest gemachten Stangen gebauet; nur ist er geräumiger, und schöner, als die übrigen Hütten der Kafern. Er soll auch mit einem zierlichen Zaune von Elephantenzähnen umgeben seyn.

Mit der Erziehung ihrer Kindee haben die Schwarzen nicht viel Mühe. Gleich nach der Geburt wird das Kind ein wenig gewaschen, und auf das oben beschriebene Bett, oder auf die Erde gelegt. Es wird weder in Windeln eingewickelt, noch minder in eine Wiege gelegt. Nach einigen Tagen bindet die Mutter das Kind mit einem Fetzen Tuch auf ihren Rücken, und geht ihrer Arbeit nach. Wenn sie es säugen will, so löset sie es nicht etwa vom Rücken ab, sondern ergreifet blos seinen Kopf, und wendet ihn zu den Brüsten herab. Wird der Mutter ihre Last zu schwer, so legt sie das Kind auf die Erde, und läßt es zappeln, und schreyen, so lang es will. Dem allen ungeachtet werden die Kinder doch selten krüppelhaft; im Gegentheil erwachsen fast alle stark, und gesund. — Wo Kinder sind, wird insgemein

mein ein Hund gehalten, der das Kind säubert, und zugleich auch zum Theil gesättiget wird.

Gold und Silber schätzen die Mohren nicht sehr, sondern vielmehr Meßing, Zinn, und Eisen. Aus diesen Metallen machen sie ihre Armbänder, oder Ringe, wovon die Männer, wie die Weiber zur Zierde an Händen, und Füßen einige haben. Diese Ringe legen sie ab, wenn sie wegen des Todes eines nahen Anverwandten in tiefer Trauer gehen. Denn zu dieser Zeit tragen sie an Händen und Füßen, ja auch auf dem Kopfe gewisse aus Junken geflochtene Ringe, oder Bänder. Sie können keine andere Trauer an ihrer Kleidung zeigen, da sie, bis auf den Fetzen, den sie um die Mitte tragen, ganz bloß gehn.

Wenn in einer Hütte ein Todter ausgesetzt liegt, ist es fürchterlich anzuhören, wie die gute Leute schreyen, heulen, und weinen, und den ganzen Lebenswandel des Verstorbnen herunter lurlen. — Auf das Grab ihrer Verstorbenen setzen sie durch eine geraume Zeit Speis, und Trank, weil sie glauben, die Todten haben dessen vonnöthen. Nächtlicher Weile wird es dann insgemein von wilden Thieren, oder armen Leuten aufgezehrt.

Messing, und Zinn müssen sie von den Ausländern erhalten. Eisen aber graben sie aus ihren eignen Minen. Anfangs gestalten sie es,

ich weiß nicht wie, zu Kugeln, und wenn sie es dann brauchen, so schmelzen sie es mit leichter Mühe in einem Ofen von Thonerde, den sie jedesmal gleich auf offenem Platze bauen. Das Feuer blasen sie mit einem Blasbalge an, der aus der Haut eines Hundes oder andern Thieres sehr fein gemacht ist.

Es ist zum erstaunen, welche schöne Arbeiten die schwarzen Goldschmiede verfertigen. Und doch haben sie nichts, als einige elende eiserne Instrumente, die kaum einige Groschen werth sind. Sie arbeiten gemeiniglich auf der bloßen Erde sitzend, und brauchen Hände, und Füße dazu. Sie machen auf diese Art die schönsten Filigranearbeiten, besonders viele goldene Knöpfe von zerschiedener Art, die die Portugiesen, und Asiaten vom vornehmern Stande an ihren Kleidern tragen. Noch schöner sind die fingerbreiten vom reinsten Golddrathe geflochtenen Stockbänder, so diese Goldschmiede verfertigen; sie lassen sich biegen, als wenn sie von Seide wären. Am Ende hängen ebenfalls goldne Quästchen von Filigranarbeit. — Sie machen ferners goldne Reliquiarien, Kreuze, Ketten auf zerschiedene Art, und andere zum weiblichen Schmucke gehörige Stücke, und man ist versichert, daß alles vom feinsten Golde ist, weil sie demselben keinen Zusatz zu geben wissen.

Die Portugiesen treiben mit den Kafern einen einträglichen Handel. Sie führen ihnen

asiatische baumwollene Tücher, und venetianische kleine Glaskorallen, von den Portugiesen Velorio genannt, zu, und erhalten dafür Goldsand, und Elephantenzähne. — Die Tücher müssen aber nicht fein, sondern vielmehr grob, schlecht, und von schwarzer, oder blauer Farbe seyn. Giebt man einem Mohren ein weißes Tuch, so trägt er es so lang, bis es recht schmuzig wird, und färbt es dann vollends schwarz. Die schwarzen Weiber aber lieben die bunten Tücher.

Die Glaskorallen, so von dem schlechtesten Glas, und so zu sagen, von dem Auswurf desselben verfertiget werden, sind eine Spanne lang, werden an einen starken Faden angefaßt, und in große Büschel zusammen gebunden, deren jeder fünfhundert Schnürchen in sich fasset. Solcher Büschel werden viele tausende in Fässer gepackt, nach Portugall, von dort nach Mosambique, und endlich in das feste Land zu den Mohren geführt.

Die gedachten asiatischen Tücher sowohl als diese Glaskorallen sind ein Regale des Königs von Portugall. Wer mit selben bey den Mohren handeln will, muß sie aus den königlichen Magazinen kaufen; und wenn jemand mit selben Kontrebande treibt, so verliert er nicht nur die Waare, wenn er entdeckt wird, sondern wird noch dazu auf das schärfeste gestraft.

Diese zwo Gattungen von Waaren vertreten bey den Mohren sowohl als bey den Portugiesen die Stelle des Geldes. Denn Geld, oder gemünztes Gold, oder Silber findet man in dem festen Lande der Mohren gar nicht, wohl aber in der Insel Mosambique, weil dort von den Portugiesen, asiatischen Heyden, und Mahometanern ein sehr großer, und erträglicher Handel getrieben wird. — Unter den Glaskorallen schätzen die Mohren nur die schwarzen, dunkelblauen, und weißen. Von andern Farben wollen sie keine annehmen. Sie brauchen diese Korallen nicht nur zum Handel, statt des Geldes, sondern auch jene Tücher, womit sie die Scham bedecken, zu zieren. — Als die Mohren zuerst diese Waare erblickten, waren sie darauf so erpicht, daß sie öfters zwey Grübchen in die Erde gruben, und eines mit dem feinsten Goldsande anfüllten, das andere der Portugiese mit Glase; dann ward ein Grübchen um das andere vertauscht, und der Mohr glaubte doch noch den vortheilhaftesten Handel gemacht zu haben. Doch hat dieser große Gewinn der Portugiesen nun aufgehört. Die Mohren sind itzt gescheider, und wissen auch schon die Goldwaage zu gebrauchen.

Die Elephantenzähne werden in zimlicher Menge gefunden, welches nicht zu bewundern ist, da die Elephanten oft heerdenweise in den unermessenen Wäldern, und Einöden herumstreichen. Diese Zähne sind oft von solcher

Größe, daß zween Männer erfodert werden, sie mittelst einer Stange fortzutragen. Viele haben mehr als Mannslänge. Die Portugiesen, wie auch andere asiatische Handelsleute nehmen nur die von größerm Gewichte, denn die kleinern Elephantenzähne haben in Asien fast keinen Werth. Sie führen also diese Zähne, wie auch den Goldsand nach Asien, wo beydes im höchsten Preise angebracht wird, und tauschen dafür asiatische Waaren ein, die sie hernach nach Europa führen. Und auf solche Art kann man mehrer als Hundert für Hundert gewinnen; doch muß man nicht glauben, als wäre dieser so große Gewinn nicht erlaubt, und ungerecht; denn man muß nicht nur die erstaunliche Entfernung anderer Welttheile, sondern auch die unbeschreiblichen Gefahren sowohl zu Lande, als Wasser, zu Gemüth führen, so sie auszustehn haben, bevor sie an Ende und Ort kommen.

Die Mohren werden dieser Zähne auf verschiedene Weise habhaft. Viele finden sie in den Wäldern, und Einöden, weil die Elephanten sie manchmal in einem Streite, den sie miteinander haben, und oft hohen Alters wegen verlieren. Ferners graben sie tiefe Gruben, und bedecken selbe mit vielem Gesträuße, damit die vorüber gehenden Elephanten hinein fallen, und gefangen werden.

Noch andere Arten zu geschweigen, giebt es unter den Mohren eigene Elephantenjäger.

Diese

Diese beschmieren sich mit einem gewissen Oele, oder Safte, dessen Geruch, wie sie sagen, den Elephanten dumm macht. Wenn sie also einen einzelnen auf freyem Felde erblicken, so umringen sie ihn, mit ihren Wurfspfeilen bewaffnet. Der Mohr, so rückwärts gegen den Elephanten zu stehn kömmt, wirft mit allen Kräften auf ihn los. Dieser kehret sich um, und will seinen Feind verfolgen. Aber den Augenblick wird er von einem andern, dann von einem dritten, und so lange verwundet, bis er zu Boden fällt, und verrecket. — Hierauf reißen sie ihm die zween Zähne aus, und schneiden ihm den Rüssel ab, womit sie oft den Portugiesen ein Geschenk machen; denn er soll köstlich zu essen seyn. Auch etwas längere Haare reißen sie aus, die in der Dicke einer Violinsaite gleich sind, die sie zu ihrer Zierde, und auch zu anderm Gebrauche aufbehalten. Den Körper lassen sie liegen, und verfaulen; das Fleisch ist nicht zu essen, und nur gar Arme essen davon; denn man weiß aus der Erfahrung, daß es eine Seuche verursachet, der die Aerzte auch schon einen Namen Elephantiasis gegeben haben, und besteht in einem abscheulichen Ausschlage. — Ueberdas werden auch ein Paar Füße abgeschnitten, wovon sie das Fleisch wegschneiden, in der Sonne aufhängen, und die Fette in ein Geschirr herabträufeln lassen. Diese Fette dient besonders die Gliedersucht zu vertreiben. — Wenn jemand einen Elephanten auf einem fremden Gut erleget, oder findet, so

gehört der Zahn, der die Erde berühret, dem Herrn des Guts, der andere demjenigen, der ihn gefunden oder erleget hat. — Der Elephant hat zu seinem Erzfeinde das Nashorn oder Rhinoceros, ein großes, äußerst wildes Thier, das mit einem über Ellen langen Horne ober der Nase bewaffnet ist. Seine Haut ist, wie mit kleinen Schilden bedeckt, die aber nichts als Runzeln der Haut sind. — Dieses Thier sucht dem Elephanten mit seinem Horne unter dem Bauch zu kommen, den es ihm ganz aufreißt. Verfehlt es aber seinen Anlauf, so wirft es der Elephant mit seinem Rüssel zu Boden, zersticht es mit seinen Zähnen, und zertritt es mit den Füßen.

Das Horn des Rhinoceros ist schwarzlicht. Man hält es für ein gutes Gegengift, und braucht es in zerschiedenen Krankheiten. Es werden auch Becher, Tobackdosen, Ringe und dergleichen daraus gemacht.

Die Menge der Elephantenzähne kann man daraus abnehmen, daß von Mosambique fast jährlich drey große portugiesische Schiffe, mit solchen Zähnen beladen, nach Asien absegeln. Die Ladung geschieht gemeiniglich am 30 Julius, welches der Zahltag ist. Man sieht dort an diesem Tage fast nichts als Elephantenzähne herum, und auf die Schiffe tragen, welche den 18 oder 20 August abfahren.

Ich muß hier die lächerliche Art erzählen, auf welche die Mohren, Makuas genannt, in den Gegenden von Mosambique ihren Handel treiben. Diese Mohren verstehn weder portugiesisch, noch auch die Sprache jener Mohren, so in selben Gegenden sind. Sie legen also ihr Elfenbein vor den Häusern nieder. Der Kaufmann kömmt heraus, und legt so viel asiatisches Baumwolletuch, nebst einigen Büscheln venetianischer Glaskorallen darauf, als er darum geben will. Wenn der Mohr nicht nach dieser Waare greift, ist es ein Zeichen, daß es ihm zu wenig ist. Der Kaufmann muß also noch zulegen. Sobald aber der Mohr zufrieden ist, nimmt er die Waare, und läuft eilends davon, als wenn er sie gestohlen hätte.

Man erzählt in Europa, daß die Elephanten nicht laufen, noch schnell sich umkehren können. Ich habe aber gesehn, daß sie beydes so geschwind, als ein Pferd thun. Zwar ist die Maschine eines Elephanten ohne Vergleich größer, (weil es billig für das größte unter den irdischen Thieren gehalten wird) dafür sind aber auch die Schritte verhältnißmäßig größer. — Ferners sagt man auch insgemein, daß, wenn ein Elephant zu Boden fällt, er nicht mehr im Stande ist, aufzustehn; daß aus dieser Ursache die Elephanten nur an einen Baum gelehnt schlafen, und daß die Mohren solche Bäume in Obacht nehmen, und halb absägen, damit die Elephanten sie vollends niederdrücken, und mit selben

zu Boden fallen. Aber fürs erste können die Elephanten, wenn sie auch zu Boden fallen, oder liegen, gar wohl wieder aufstehn; und wenn sie es von selbsten nicht im Stande wären, so würden doch die andern immer herumstreifenden Elephanten ihnen mit ihren Rüsseln aufhelfen können. Auch können die Mohren, die von den Europäern weit in selben Gegenden entfernet sind, nicht die Bäume absägen, weil die Säge bey ihnen ein unbekanntes Instrument ist. Zu diesem ist zu bemerken, daß die Elephanten sich liegend paaren; sie tragen sodann zwey Jahre die Frucht im Leibe, säugen an der Brust ihre Junge, und leben, wie man sagt, zweyhundert Jahre. — Man findet in selben Gegenden keine zahme Elephanten, denn die Mohren sind zu träge, sie abzurichten, und zu arm sie zu erhalten. Man möchte glauben, daß wenigstens die mohrischen Fürsten sich deren einige zum Staat machen, hielten; aber es geschieht doch nicht, und die ganze Parade dieser Fürsten ist so klein, daß sie kaum eine Erwähnung verdient. — In Asien aber, wo die Leute arbeitsamer, und eben darum wohlhabender sind, findet man eine Menge zahme Elephanten, die zum Reiten, zur Schildwache an den Thoren, und zum Streiten in den Kriegen dienen. — So ein zahmer Elephant kömmt aber sehr theuer zu stehn; indem allemal jener, der ihn zahm gemacht hat, oder verpflegt, mit Weib, und Kindern, wenn er verheurathet ist, mitgekauft werden muß; weil der Elephant

nur diesem gehorchet. Es ist nicht leicht zu glauben, was große Kosten die asiatischen Fürsten, und großen Herren machen einen Elephanten nicht nur zu erhalten, sondern auch ihn auszuzieren. Es erkleckt nicht, ihm Strohe und Heu zum Fressen vorzulegen, sondern man muß ihm noch täglich einen großen von Hülsen verfertigten Laib Brod geben. Die Liebe gegen seinen Verpfleger (wie mir zum öftern ist erzählt worden) ist so groß, daß das dankbare Thier ihm täglich die Hälfte des Brods mittheilet.

An den Seeküsten, und in den Flüssen vom Kafernlande giebt es eine Menge Meerpferde, die auch auf dem Lande leben, wo sie ihre Jungen werfen, nächtlicher Weile weyden, und also Amphibien sind. Es sind dieß große, wilde, grausame Thiere, die sehr geschwinde schwimmen, und die Leute zu Lande, und im Wasser die kleinen Schiffe anfallen, welche letztere sie mit einem heftigen Stoße umstürzen, oder doch übel zurichten.

Die Haut des Thieres ist so dick, daß eine Flintenkugel nicht durchdringt. Der Mohren Waffen wider selbes sind die Wurpfeile. Wenn es auch nur ein wenig damit verwundet wird, so muß es doch in Kürze krepieren; denn die Fische, wie ich gehört, von dem süßen Blut, und Fleisch hinzu gelockt, nagen so lange, bis das Thier darauf gehn muß. — Es scheuet sonders die kleinen nur mit einem, oder andern

Manne besetzten Schiffchen, weil die Mohren in selben darauf Jagd zu machen pflegen. — Man stellet ein großes Freudenfest an, wenn ein Meerpferd erleget wird, weil die Leute von dem Fleische desselben etliche Tage schmausen können, die Portugiesen aber halten es für ungesund, und essen selten davon.

Dieses wilde Thier ist etwas größer, als ein Pferd, hat kurze Füße, einen kleinen Schweif, und sehr wenige Haare. Es sieht außer dem Wasser mehr einem Schwein gleich, als einem Pferd, auch sein Fleisch ist dem schweinernen ganz ähnlich; gleichwie es aber gemeiniglich im Wasser sich aufhält, und seinen sehr fürchterlichen großen Kopf, der wie bey einem Pferde ist, heraus strecket; so ist ihm der Namen eines Meerpferdes geschöpfet worden.

Uebrigens gebrauchen die Schiffe eine große Trommel, und eine lange Stange, womit ins Wasser geschlagen wird, um diese Thiere zu verscheuchen. Ich ward selbst sehr oft von selben in die größte Angst versetzt, wenn sie mein Schiff verfolgten. — Aus den Zähnen des Meerpferdes werden zerschiedene Bilder geschnitzelt, und Rosenkränze gedrechselt, die wegen ihrer schönen dauerhaften Weiße, und auch darum sehr geschätzt werden, weil sie die Kraft haben sollen das Blut zu stellen. Andere aber wollen diese Wirkung nur einem Beine Usnea in der Hirnschaale dieses Thieres zueignen.

In

In den Ländern, wo ich in der Mißion gewesen, muß wegen Abgang der Straßen, und des Fuhrwerks alles auf dem großen Fluß Zambesi, der selbe durchströmet, transportiret werden, welches für die Mohren, wenn sie wider den Strom rudern müßen; eine höchst beschwerliche, und überhaupts wegen den Meerpferden, und anderen wilden Thieren eine gefährliche Arbeit ist, um so mehr, als sie nächtlicher Weile sich nur am Ufer unter einem Gezelte aufhalten müßen, und die Meerpferde eben zu Nacht zu weyden ans Land kommen. Das einzige Mittel, sich vor diesen, und andern wilden Thieren zu schützen, ist ein beständiges großes Feuer, wovon sie alle fliehen. — Mehrere Mohren müßen auch immer die ganze Nacht wachtbar seyn, um allen Unglücksfällen gleich vorzubeugen.

Die Schiffchen, womit die Mohren auf ihren Flüssen fahren, werden Koschios, in Amerika Kanoas genennt. Sie sind aus einem einzigen Stücke Holz gemacht, indem es dort Bäume von erstaunlicher Größe giebt. Die Mohren sind bald fertig, aus einem gefällten Baume ein Schiff zu machen. Sie nehmen das zu ihrem Schiff nothwendige Stück, hauen das äußere grobe herab, brennen die Mitte mit langsamen Feuer aus, säubern die Höhlung mit der Hacke, machen die Ruderbänke, einen kleinen Mastbaum, und im hintern Theile eine etwas erhabene kleine Wohnung

nung für etwa vier, oder sechs Personen. Die größern dieser Schiffe haben achtzehn Ruder, an der Spitze steht ein Mann mit einer langen Stange, den Grund des Wassers zu erforschen, am Hintertheile aber ein anderer, der das Steuerruder führet. Es können über hundert Star Getreide nebst vielen Flaschenkellern mit Wein, und Brandtwein, so dort sehr kostbare Sachen sind, und viele andere Waaren auf so ein Schiffchen geladen werden. Aus diesem erhellet, was großen Schaden ein Meerpferd verursachet, wenn es ein solches Fahrzeug umstößt, oder übel zurichtet.

Weil es jenen Ländern an Brunnquellen gebricht, so sind die Dorfschaften meistens an Flüssen angelegt, aus welchen die Inwohner das nöthige Wasser holen müssen. So lagen die Dorfschaften in unserer ehemaligen kafrarischen Mißion meistens am Flusse Zambesi. Die Portugiesen, Asiaten, und welche von ihnen herstammen, weil ihnen das Wasser, wie es vom Flusse kömmt, zu trübe, und zu unrein ist, behalten es in sehr großen von Persien hergebrachten, folglich sehr theuren, irdenen Geschirren unter der Erde eingegraben, auf, verschließen es, damit keine Unreinigkeit hineinfalle, lassen es eine geraume Zeit sitzen, so wird es klar, frisch, und gut zu trinken.

In dem Flusse Zambesi haltet sich eine Menge Krokodille auf, die schädlichsten aus

allen wilden Thieren dieser Länder. Sie lauren immer an den Ufern, und wenn ein Unbehutsamer kömmt, Wasser zu schöpfen, oder sich zu baden, so schlagen sie ihn mit ihrem langen, und starken Schweife nieder, und fahren damit unter das Wasser. Aus der nämlichen Ursache muß man, wenn man auf dem Flusse fährt, sich sehr hüten, einen Arm, oder Fuß außer das Schiff zu strecken. In unserer Hauptresidenz Senna sind in einem Jahre achtzehn Personen durch diese Thiere ums Leben gekommen. Das Krokodill hat die Gestalt einer Eydexe; ist oft zwo bis drey Klaftern lang; hat die Dicke eines großen Baums, und ist in der Gosche mit drey Reihen der spitzigsten Zähne bewaffnet. Es legt seine Eyer in den heißen Sand, und vergräbt sie. So werden die Jungen ausgebrütet; sobald aber diese aus den Schalen kriechen, laufen sie gleich dem Wasser zu. Die Krokodille sind sehr hart zu fangen, oder zu tödten, und sind eben darum in großer Menge. — Merkwürdig ist die Verträulichkeit eines mittelmäßigen Vogels, den die Mohren Bandasi, das ist Edelknab, nennen, mit dem Krokodille. Wenn dieß Thier sich vom Raube eines Menschen, oder Thieres gesättiget hat, kriecht es aus dem Wasser hervor, und legt sich mit offener Gosche auf dem heißen Sand am Ufer. Der Vogel fliegt dann hinein, pickt das an den Zähnen noch hangende Fleisch heraus, sättigt sich damit, und fliegt wieder davon.

Die Meerschildkröten sind manchmal so groß, daß man die Schaalen derselben nach Asien verhandelt, wo für die Soldaten Schilde daraus gemacht werden. Wenn man sie fängt, oder fischet, muß man sehr behutsam seyn, nicht von ihrem spitzigen und giftigen Stachel am Schweife gestochen zu werden, weil diese Wunde nicht leicht zu heilen ist. — Diese Schildkröten legen ihre Eyer, die mit keiner Schaale, sondern nur mit einer starken Haut bedeckt sind, ebenfalls in den Sand des Gestades. Man bekömmt oft von den Eyern einer einzigen Kröte einen Korb voll; diese, wie auch das Fleisch davon ist sehr gut zum Essen. Auch die Straußen, und viele andere Vögel legen ihre Eyer auf dem heißen Sand, vergraben sie, und auf solche Art werden ihre Jungen ausgebrütet.

Sonderbar ist der den Naturkündigern schon lang bekannte elektrische Fisch, den die Portugiesen Tremador, oder den Zitterfisch nennen. Er ist von mittelmäßiger Größe, und wird nur mit Angeln in den Flüssen gefangen. Dieser Fisch, sobald er sich gefangen verspürt, macht er mit seinen elektrischen Stößen anfangs die Schnur, die Fischruthen, und dann den Fischer selbst so zittern, daß, woferne er nicht geschwind alles von sich wirft, er in Gefahr wäre das Leben einzubüßen. Die Mohren haben also ein solches Abscheuen von diesem Fische, daß sie ihn auch todt nicht angreifen wol-

wollen, sondern brauchen einen unschuldigen Knaben dazu, weil sie glauben, daß diesem nichts geschehe. — Dieser Fisch ist übrigens köstlich zum Essen, wie ich aus eigner Erfahrung weiß.

Die Affen finden sich in den Wäldern in großer Anzahl. Die von mittlerer Größe haben einen recht schönen Balg, der gewiß unter dem nordischen Pelzwerke seinen Platz finden würde; sie thun keinen Schaden; die Großen aber, von den Portugiesen Monos genannt, die die Größe eines erwachsenen Mannes haben, sind mehr zu fürchten, sie fallen bisweilen die Menschen an.

Außer den schon genannten Thieren findet man noch Löwen, große Tieger, die im Stande sind ein Kalb zu fassen, und damit über eine Mauer zu springen. Meru, welches eine Gattung wilder Waldochsen sind, deren Fleisch gut zu essen ist, Luchsen, Bären, und wilde Waldesel. Die ganze Haut dieser letzten ist in schneeweiße, und kohlschwarze vier, oder fünf Querfinger breite glänzende Streife abgetheilt. Die Portugiesen überziehen mit dieser Haut die Stangen der Palanchins, Andors, und Manschiras, wovon oben bey Goa Meldung geschehen; die Manschira ist eine andere Gattung, womit man ausgetragen wird, und besteht nur in einem fest gemachten ausgespannten Tuch,

sammt einem Küsse, und ist sehr gering, und bequem, besonders wenn man längere Reisen zu machen hat.

Die Klauen einer Gattung großer Elendthiere, die dort in den Wäldern in zimlicher Anzahl zu finden sind, werden für ein gutes Mittel wider die hinfallende Krankheit, und andere Convulsionen gehalten. Daher die Leute, so diesen Uebeln unterworfen sind, immer ein Stück einer solchen Klaue auf der Brust, am linken Arme, oder als Ring am Finger tragen. Sie glauben, daß das Stück, um seine Wirkung zu machen, immer auf der linken Seite des Leibs getragen werden müße; schätzen auch nur die Klauen des linken hintern Fusses. — Zudem wollen sie behaupten, daß, wenn bey dem Anfalle dieser Krankheit mit dem Stücke gedachter Klauen, so lang auf der linken Seite der Brust geritzet wird, bis das Blut heraus fließet, soll dem Uebel abgeholfen werden.

Wider die giftigen Schlangenbisse, die die Mohren beständig zu fürchten haben, tragen sie eine Wurzel bey sich, die sie Schlangenwurzel nennen, ist aber von der unsrigen stark unterschieden. Man sagt, daß jenen nie eine Schlange beißt, der diese Wurzel an dem bloßen Leib angebunden trägt. Wenn die Mohren gebissen werden, käuen sie etwas weniges davon, schlinden einen Theil, und legen den andern

auf

auf die Wunde. Auch ich habe noch ein Stückchen von dieser ächten Wurzel bey mir. — In Asien aber findet man große schwarzlichte Stauden, woraus man Spazierstöcke schneidet; wer einen solchen Stock trägt, soll auch von den Schlangen sicher seyn.

In den Wäldern des Kafernlandes findet man auch das schönste, und beßte Federwildprett, besonders die Kangas, eine Gattung schöner braun, und weiß gesprenkelten Wildhennen, und die Kangos, die mit den Indianen können verglichen werden. Ein Liebhaber der Jagd fände also Unterhaltung genug. Aber fürs erste ist das Pulver und Bley sehr kostbar, und dann muß man auch viele Leute bey sich haben, um nicht in die Klauen der wilden Thiere zu fallen.

Am Ufer des Meeres, und der Flüssen findet man Wasservögel gleich den Storchen mit sehr langen Füßen, und Schnäbeln mit sehr wenig Fleisch, aber mit schneeweißen Pflaumfedern, die Flügel ausgenommen, häufig begabt. Die Mohren ziehen diesen Vögeln die Haut ab, und zieren ihre Köpfe damit. Dieß wäre in der That eine schöne Zierde für das europäische adeliche Frauenzimmer, wenn es sich mit diesen Pflaumenfedern anstatt des Pelzwerkes schmücken könnte.

Den Goldsand lassen die Portugiesen nur in einem kleinen Striche Landes unweit Tette graben;

ben; dieser aber ist so allgemein, daß die Weissen, und Schwarzen ihre Leute hinschicken können. Ich bin aber überzeugt, daß man selben fast in allen Gegenden des Kafernlandes finden würde. Allein die Portugiesen sowohl, als die Mohern sind zu träge, ihn zu suchen. Sie bemühen sich nur so viel aufzutreiben, als ihnen das Jahr hindurch zum nothwendigen Unterhalte, und zum Spielen erklecken kann. Denn die Portugiesen sind, aller königlichen Verbothe ungeachtet, da sie durch das widrige Beyspiel der Großen vereitelt werden, paßionirte rauhe Spieler.

Das Ausgraben des Goldsandes, der nicht tief unter der Erde liegt, verursachet keine grosse Mühe. Ein gewisses Gras, oder Gestäude ist ihnen das Zeichen des verborgenen Goldsandes, da graben sie mit einer Jäthaue ein wenig auf, und füllen ihre hölzernen Geschirre mit Erde. Wenn dann diese Erde mit Wasser vermischt wird, so löst sie sich auf, und der Goldsand fällt durch seine natürliche Schwere auf den Boden des Geschirres. Es ist den Sammelenden schon ein gewisses Gewicht bestimmt, so sie täglich sammeln, und einem hiezu bestellten Vorgesetzten einhändigen müssen. Bringen sie mehr auf, so gehört der Ueberschuß ihnen; liefern sie aber zum öftern weniger, so bekommen sie Schläge.

Dieser Goldsand ist so rein, daß er durch das Schmelzen nur sehr wenig von seinem Gewichte

wichte verliert. Man findet manchmal ganze Steine von Gold, die nicht anders glänzen, als wenn sie wären geschmolzen worden. Mir selbst ist einer von zwey oder drey Unzen von meinem Obern verehret worden. Mancher hat das Glück, solche Steine von der Schwere eines Pfundes zu finden. Die Zeit der Sammlung des Goldsandes ist der Winter, weil man dort überall Wasser genug hat, den Goldsand zu waschen. In den übrigen Zeiten müßte die Erde bis zu dem Flusse getragen werden, der zimlich weit entfernet ist.

Das Sammeln des Goldsandes ist, so schwer es auch ist, die Arbeit der schwarzen Weiber. Die Männer legen dabey keine Hand an. Ihr Amt ist, nur die Weiber zu kommandiren; sie zur Arbeit anzuhalten, und sie vor dem Anfall feindlicher Mohren zu bewachen. Denn es geschieht öfters, daß solche Feinde die Weiber hinterlistig überfallen, ihnen das Maul mit einer Handvoll Mehl anschoppen, damit sie nicht schreyen können, und sie als Sklavinnen fortführen.

In dem von den Portugiesen ausgesteckten Striche Landes, von dem ich kurz zuvor geredet habe, steht es jedem frey, Gold zu sammeln. Aber in dem Gebiete der benachbarten schwarzen Könige, oder Fürsten darfen die Portugiesen mit ihren Leuten es nicht wagen, weil diese Fürsten den Hochmuth, die Herrschsucht, und

die übrigen Laster derselben scheuen, und in ihrer Ruhe nicht gestört werden wollen. — Nicht lange, ehe ich in die dortige Mißion gekommen bin, wurden die Portugiesen von einem solchen Fürsten schändlich verjagt, und ihre Weiber, und Kinder zu Gefangenen gemacht, deren Auslösung sie hernach sehr viel gekostet hat. — Doch schicken siie ihre Schwarzen in das Königreich Manu, wo der auserlesenste Goldsand gefunden wird. Der Gewinn ist dem ungeachtet nicht sehr beträchtlich, weil das Land zu sehr entlegen, und die Reise unbequem ist. Sehr oft fehlen auch den Leuten die nothwendigen Lebensmittel, sie erkranken, und sterben.

Ich muß einen sonderbaren Zufall erzählen, der sich unter meinem Vorfahrer in der Residenz Marangue ein Jahr, ehe ich dahin kam, ereignet hat. — Es ist zu merken, daß es in jenen Ländern eine Gattung weißer Ameisen giebt, die die Erde in solcher Menge zusammen tragen, daß es einem kleinen Hügel ähnlich ist. Ein schwarzes Weib erblickte im Vorbeygehn in einem solchen Ameishaufen einige glänzende Goldkörnchen. Sie gieng also gleich um ihr hölzernes Geschirr, und füllte es mit selber Erde an, verfügte sich zum Wasser, und erhielt den schönsten Goldsand in ziemlicher Menge. Sie setzte diese Arbeit fort, bis es auch andere Weiber merkten; die dann alle mit vereinten Kräften an diesem Hügel gruben, und ihn vollends abtrugen. — Es ward aus selben ein

ein Werth von vielen tausend Gulden gezogen. Einige Tausend davon hat auch mein Vorfahrer erhalten, der damit eine schreyende Schuld der Residenz getilget hat. — O wie vieles Gold würde in diesen Ländern nicht erst gefunden werden, wenn ein arbeitsames Volk die Goldminen aufsuchen, und Bergwerke aufbauen wollte? Denn ich bin der festen Meynung, daß der Goldsand, den man in zimlicher Menge, so zu sagen, auf der Fläche der Erde findet, von dem Regenwasser aus den nächst anliegenden Bergen herunter getrieben wird.

Es haben zwar zu meiner Zeit die Holländer von dem Vorgebirge der guten Hoffnung Wege und Weise suchen wollen, in selbige Länder durchzudringen. Es sind aber allzu große Beschwernisse zu überwinden, theils wegen der großen Entfernung, unbekannten, beschwerlichen Straßen, meistentheils aber wegen den wilden, und fast unmenschlichen Mohren, welche den Durchmarsch keinem gestatten wollen.

Silber wird wenig, oder keines gefunden: Wenige Jahre, bevor ich dort ankam, fand einmal ein Dominikaner, Frater Peter genannt, in einem Walde einen sehr großen Klumpen vom feinsten Silber. Aber nach der Zeit hat man keines mehr entdecken können. Bey den Meerküsten findet man auch Ambra, weiße, und rothe Korallen, auch einiges Krystall. Die Mohren geben sich aber keine Mühe diese Dinge

 auf-

aufzusuchen, damit sie von den geizigen, und geldgierigen Europäern nicht noch mehr unterdrückt, und zur Arbeit angehalten werden.

Die obgedachten weißen Ameisen, Muschen genannt, verursachen in den Häusern, wie in den Feldern großen Schaden; denn wo sie hinkommen, verheeren, und zernagen sie alles. Kein Kasten, oder Koffer ist von ihnen sicher, außer wenn derselbe vom harten Holz ist. Sie kommen schaarweise, und in wenig Stunden ist nicht nur der Kasten, und dergleichen, sondern auch was darinn enthalten ist, zernaget. Man braucht daher die Vorsicht, die Füße der Kästen, Koffer, und Bettstatten in ein Geschirr voll Wasser, oder Asche zu setzen, und dieß zwar um vor den weißen, und andern Ameisen ruhig schlafen zu können.

Man hat auch Tag und Nacht noch eine andere Plage, nämlich die Mücken, oder Schnacken, die einen so großen Stachel haben, daß er auch die Kleider durchdringt. Bey der Tafel hat man einige schwarze Buben vonnöthen, die mit einer Serviette dieses überlästige Ungeziefer vertreiben, damit man mit Ruhe essen kann. Es ist erbärmlich anzusehn, daß, wenn die Herren sich durch die Mohren in ihren sogenannten Manschira austragen lassen, wie diese ungestüme Schnacken auf den Rücken derselben geschwind aufsitzen, und gleich das Blut heraus rinnen machen,

obwohl

obwohl sie fast beständig mit der Fläche der Hand einer dem andern auf dem Rücken schlagen, um sie zu vertreiben, oder zu tödten. — Zum Schlafen kleckt es nicht um das Bett einen einzigen Vorhang zu haben. Die Portugiesen bedecken sich den Kopf, Hände, und Füße noch mit einem andern besondern, der ganz bequem auf- und abgezogen werden kann.

Es wird meinem Leser nicht misfallen, wenn ich ihm einen kleinen Begriff von der Sklaverey mache, wie sie in jenen Ländern statt hat. — In die Sklaverey der Portugiesen, oder auch anderer Mohren verfällt ein Mohr erstlich durch einen gerechten Krieg, oder durch einen rechtmäßigen, und freywilligen Vertrag, wenn er sich für ein akkordirtes Maaß von Waaren, nämlich Tuch, und Glaskorallen einem Herrn unterwirft, oder durch die Geburt, da die Sklaven meistens verheyrathet, und nach den Landesgesetzen die Kinder eines Sklaven auch Sklaven sind. Es ist ganz natürlich, daß auf diese Art eine große Menge Sklaven entstehen müsse. Ein Sklav zu seyn, besonders bey einem Europäer, oder bey einem, der von diesen herstammet, ist für die Mohren vielmehr ein Glück, als Unglück. Denn der Herr muß sie nähren, kleiden, und vor andern schützen. Es ist auch dort der Gebrauch eingeführt, daß wer meinen Mohren in etwas beleidiget, beleidiget mich selbsten. Wenn einer Fähigkeit hat, läßt man ihn ein Handwerk ler-

 nen;

nen; in welchem Falle sie dann vom Herrn auch mehr geschätzt, besser gehalten, und endlich auch im Christenthume wohl unterrichtet werden. Ihre Arbeit ist insgemein nicht so beschwerlich. Ich versichere, daß die Knechte, Bedienten, und Mägde in Europa zehnmal mehr arbeiten, und oft auch härter gehalten werden, als dergleichen Sklaven; denn diesen müssen ihre Herren immer mit einer gewissen Schonung begegnen, weil sie sonsten davon laufen, und den Herrn in großen Schaden versetzen würden.

Nach Asien, oder Amerika werden die Sklaven hier selten verschickt, und wenn es auch geschieht, so sind es solche, die freywillig gehen, oder denen dieß zur Strafe für eine begangene Missethat aufgegeben wird. — Denn am Leben wird kein Mohr gestraft, einen einzigen Fall ausgenommen, wenn er eine Aufruhr erregt hätte. Da wird er an die Mündung einer Kanone gebunden, und mit Losbrennung derselben in Stücke zerrissen. Wenn aber die Mohren wegen einer begangenen großen Missethat nach Asien, oder anderswo zur Strafe verschickt werden, ist für sie diese Strafe größer, als wenn sie dort das Leben lassen müßten; und es geschieht nicht selten, daß sie sich selbsten ermorden, wie ich leider! in der Residenz Tette habe erfahren müssen; da ein Mohr einen andern ermordet, und der Beschuldigte zur Strafe nach Goa hätte sollen geliefert werden; hat

er

er sich in dem Kerker selbst ermordet; und also habe ich innerhalb vier und zwanzig Stunden zwey schöne, und starke zu der Residenz gehörige Mohren verlohren. — Schon zur Zeit des Pombals, ersten Staatsministers des Königs Joseph des Zweyten in Portugall, ist der Mohrenhandel nach auswärtigen Gegenden in den ihm unterwürfigen Provinzen gänzlich verbothen worden, auch die itzt regierende Königinn hat das nämliche Verboth bekräftiget.

Die Zügellosigkeit in den Sitten, besonders die Unzucht, die in den schon oft gemeldeten Ländern unter Schwarzen, und Weißen, ja unter diesen noch mehr, als unter jenen, und zwar unter Leuten eines jeden Standes, auch unter den Geistlichen herrschet, ist nicht zu beschreiben. Weil die Unzucht nicht gestraft wird, so haben die Weibsbilder eine ganz außerordentliche Frechheit, und pflegen sich immer selbst anzubiethen. Sie sind aber größentheils mit der venerischen Seuche so sehr behaftet, daß manches Mannsbild innerhalb drey Tagen seinen Tod findet, oder doch ein schmerzvolles krüppelhaftes Leben führen muß. Das ärgste ist, daß diese schändliche Seuche geschwind in den Kopf steigt, und den Verstand benimmt. Wird gleich zu Anfang dieser Krankheit eine Ader eröffnet, oder ein schärferes Purgiermittel gegeben, so ist der Tod desto geschwinder. O wie viele tausende, besonders Europäer büßen ihr kostbares Leben auf solche Art ein! darum sagte ich zum

 öftern,

öftern, ich möchte es meinem größten Feinde nicht rathen, in diese Länder sich zu verfügen. Die Seuche aber, und das Laster, so davon die Ursache ist, hat in Afrika, und in Asien gleich stark eingerissen, vorzüglich aber in jenen Gegenden, wo die Portugiesen, und andere Europäer ihren Sitz haben, da nicht nur junge Leute, sondern auch Männer, die die schönsten Frauen haben, zu den Heyden, und Ungläubigen hinübergehn, und ihnen das übelste Beyspiel geben; und was für Bekehrungen der Heyden, und Ungläubigen sollte man hoffen können? Man will auch den Geiz als eine Ursache angeben, daß so wenige Bekehrungen gemacht werden; man warf den Jesuiten immer vor, sie wären nur bedacht, wie sie sich Reichthümer erwärben, und Schätze sammelten; aber die Erfahrung hat das Widerspiel bewiesen; da wir plötzlich, und ganz unverhofter Weise, gleich den größten Missethätern in Verhaft genommen, und alsogleich in einen abscheulichen Kerker sind geworfen worden. Was hat man wohl gefunden? In der Hauptresidenz Senna allein fand man etwas beträchtliches, so beyläufig in dreytausend Gulden bestand. In den andern Residenzen waren nichts, als einige Schulden abzuzahlen. Freylich besaßen sie hin, und wieder viele liegende Güter, die aber kaum so viel ertrugen, daß die Mißionarien, und die zu den Residenzen gehörigen Mohren erhalten werden konnten. Uebrigens kann ich versichern, daß die Mißionarien der Gesellschaft Jesu Tag,

und Nacht keine Mühe gesparet haben, allen sowohl Weißen als Schwarzen alles Gutes und Nüzliches zu erweisen. Sie versahen ihre geistlichen Aemter im Predigen, und Beichthören. Auf den Abend wurde täglich die Christenlehre gehalten, mit darauf folgenden gewissen Andachten. Wenn aber die guten Mißionarien so wenige Bekehrungen zuwegen gebracht, und so schlechten Nutzen davon getragen, war die obgemeldte Ausschweifigkeit, der ärgerliche Lebenswandel, und die große Dummheit der Mohren die ganze Ursache. Zudem ist wohl zu merken, daß es zwar gar leicht wäre die Mohren zum katholischen Glauben zu bringen, da sie eigentlich keinen Glauben haben; denn sie haben keine Kirchen, keine Priester, keine Götzenbilder, keine Andachtsübung, sondern erkennen nur ein höchstes Wesen, so alles regiert, und erhält. Was sie aber am meisten hindert, und abschrecket den katholischen Glauben anzunehmen, ist, daß sie mit einem einzigen Eheweibe lebenlänglich zufrieden seyn sollten, da sie hingegen so viele haben, als sie immer wollen: Freylich ist die erste, die sie zur Ehe nehmen, ihren Gesetzen nach die eigenthümliche; da die anderen nur als Kebsweiber erkennt werden.

Dem ungeachtet habe ich in der Zeit meines kurzen Aufenthaltes nicht wenige erwachsene Leute, und zimlich viele Kinder getaufet. — Es ist außer allem Zweifel, daß die Mißionarien der Gesellschaft Jesu unter den Mohren sich

also aufgeführt haben, daß sie nicht nur allein von den Schwarzen, sondern auch von den Weißen immer höchstens sind geschätzt worden, also daß sogar der portugiesische Hof gemessene Befehle in Afrika und Asien hatte ergehen lassen, daß die Gouverneurs und andere Vorsteher, wenn etwas Wichtiges, so den Nutzen einer ganzen Gemeinde beträfe, in vollem Rathe zu beschließen wäre, auch einen dort sich aufhaltenden Jesuiten zuziehen sollten. — Aber wie sich die Welt zu ändern pflegt! In einem Augenblick, so zu sagen, sind die Beßten, die Schlimmsten geworden, und als solche nicht nur ausgeschrieen, sondern auch behandelt worden.

Das Erdreich im Kafernlande ist sehr fruchtbar, und seine Erträgniß würde noch unvergleichlich größer seyn, wenn es, wie in Europa, angebauet, und benützet würde. Aber es fehlen die zur Arbeit nöthigen Thiere, als Pferde, Maulthiere, Kamele und dergleichen. — Ochsen, und Kühe sind kaum so viele, als die Portugiesen zum Essen brauchen. Man weiß von keinem Pfluge, oder anderen zum Ackerbaue nöthigen Instrumenten Die Mohren hauen nur mit ihren Jäthauen, und mit schwerer Arbeit die Erde ein wenig auf, und werfen den Samen hinein; doch werden sie mit der reichlichsten Aernte gesegnet, und sammeln den schönsten Weizen, Reiß, Hirse, Fisolen, Erbsen, u. d. g.

Man

Man findet bey den Mohren eben die Früchte, von denen oben in Asien ist geredet worden. Zudem hat man die schönsten Limonien, Citronen, Pomeranzen, Doranzen in der Größe einer Melone, doch aber ganz rund, mit einer grünlichten dicken Schälfe, inwendig roth, übrigens den Pomeranzen ähnlich, deren einige süß, andere sauer sind; sie geben ein herrliches Essen, kühlen ab, und stärken das Herz. Alle diese Früchte kann man dort ohne Mühe, und Cultur haben. — Aber um meine Leser mit geringfügigen Nachrichten nicht länger zu ermüden, will ich wieder auf meine Lebensgeschichte kommen.

Zehntes Hauptstück.

Rückreise nach Goa. Beschreibung der goanischen Mißionen.

Wie wir nach betrachtetem Schiffbruche in den Haven zurück gekommen waren, erwarteten wir daselbst die nächste Mondsänderung, und fuhren endlich den 22 November mit größter Angst die Sandbänke glücklich vorbey. — Diese Reise ist allen Schiffenden sehr gefährlich, und man muß Tag und Nacht mit Schrecken und Angst zubringen, wegen den umher gesäeten Klippen, und Sandbänken, die

unter

unter dem Wasser verborgen liegen. Es kam noch eine andere Unbequemlichkeit hinzu, daß wir nur stinkendes Wasser bey uns hatten, das um desto eckelhafter war, weil wir wußten aus was für einer unreinen Pfütze es heraus gezogen worden. Zum Glücke gab uns der Kapitain manchmal ein Gläschen Wein, der doch in selben Orten, und besonders auf dem Meere sehr theuer ist. Ungeachtet dieser Gefahren und Beschwerlichkeiten, kamen wir in zwölf Tagen, am zweyten December, in die Insel Mosambique.

Der Gouverneur ließ uns sechs Jesuiten in Mitte bewaffneter Soldaten unverzüglich auf die Festung, und in einen Kerker setzen, wo schon ein anderer Jesuit lag. Jedem ward so viel als ein Reichsthaler zu seinem täglichen Unterhalte ausgesteckt. Weil aber dort bis auf die Fische alles erstaunlich theuer ist, wurden uns so viel als zween Gulden beyläufig gegeben. Dieses Geld nahm unser Kostherr ein, und wir sahen nichts davon.

Uebrigens war uns der Gouverneur, der Platzkapitain, und der Adjutant sehr geneigt. Es wurde uns auch erlaubt in einer Kapelle, wo ein sehr wunderthätiges Mariabild verehret wird, auf dem Rampart der Festung die heilige Messe zu lesen; aber Niemand als der Platzkapitain, und der Adjutant durfte dazu kommen. Diese zween Herren dienten uns auch

bey

bey der heiligen Messe; aber eben weil es für sie zu beschwerlich gewesen wäre, allen sieben zu dienen, konnten auch nie alle die heilige Messe lesen. Nach der Zeit mußten wir es in der Festungskirche thun, aber auf Befehl des Gouverneurs bey verschlossenen Thüren. Da wir aber vorstellten, das gemeine Volk würde uns auf solche Weise für excommunicirt halten, ist dieser scharfe Befehl alsogleich widerrufen worden. Der Platzkapitain wurde, ich weiß nicht, warum, verdächtig, und durfte mit uns nicht mehr umgehn. Er war ein frommer, und gerechter Mann, und erwies uns viel Gutes.

Die große Hitze, der Gestank des Kerkers, und der Abgang des nöthigen Schlafes, weil die vor der Thüre stehende Schildwache beständig der andern weit entlegenen zurief: „Wach, wach wohl!„ waren Ursache, daß unser vier erkrankten; ich aber von einem hitzigen Fieber am heftigsten ergriffen wurde. Ein ungeschickter Wundarzt (denn Leibarzt wurde uns keiner zugelassen) brachte mich durch ein heftiges Purgiermittel vollends um meine Kräfte, um das Gesicht, und beynahe um das Leben selbst. So weit kam es, daß man mich mit der letzten heiligen Wegzehrung versehn mußte. Ich fieng hernach doch wieder an, mich ein wenig zu erholen. — Aber auf einmal befiel mich ein erbärmlicher Zustand. Es that mir wehe, und verwirrte mein Haupt, wenn jemand etwas lau-

lauter redete; ich war voller Schrecken, und zitterte am ganzen Leibe; der Kopf wurde so verwirrt, daß ich endlich in eine tödtliche Ohnmacht dahin fiel, in der ich kein Zeichen des Lebens mehr gab. Der eilends gerufene Wundarzt sagte, daß wenn er einen Spiritum Fuliginis finden könnte, so wäre es möglich, den Pater wieder zurück zu bringen. Eben damals hatte ein französisches Schiff, wie es in den Haven einlaufen wollte, armselig gescheitert, doch so, daß noch alles gerettet worden; denn es saß einen guten Flintenschluß weit vom festen Lande also fest auf, daß keine menschliche Hülfe, noch die heftigste Ungestüme des Meers, das, so zu sagen, auf den Schrofen angenagelte Schiff mehr hätte können empor bringen. In der Apotheke dieses Schiffes fand zum Glücke der Wundarzt, der gleich zu suchen abgegangen war, jenen Geist; gab mir einige Tropfen ein, und bestrich mir damit die Nase, die Schläfe, und andere Theile des Leibs. Da erwachte ich auf einmal, wie aus dem tiefsten Schlafe, und kam wieder zu meinen Sinnen. Nach und nach erhielt ich auch die verlohrne Gesundheit wieder, mit Ausnahme, daß mir eine Geschwulst am ganzen Leibe zurück blieb, die ich nachgehends auf der Reise nach Goa verlohren habe. — Im Jahre 1760 hat ein englisches Schiff in Goa die Nachricht ausgestreuet, der König von Portugall, und sein Minister Sebastian Joseph Carvalho (denn damals hatte er noch keinen andern Titel)

seyen beyde gestorben. Der Vicekönig Graf von Ega, der den Jesuiten nicht ungeneigt war, erleichterte auf diese Zeitung alsogleich ihr Schicksal, und ließ sie, jedoch immer als Staatsgefangene, in der Insel frey herum spazieren; indem er vermuthete, das Schicksal der Jesuiten möchte sich wegen diesem Todfalle gänzlich ändern. — Dies Benehmen des Vicekönigs erfuhr, durch ein von Goa angekommenes Schiff, der Gouverneur von Mosambique, der ein Seitenbruder des Vicekönigs war, und er räumte uns anstatt des Kerkers ein großes Zimmer mit einem Nebenzimmer der Kanzley, wovon wir eine schöne Aussicht hatten, zur Wohnung ein, ließ uns auch unter Begleitung des Adjutanten auf dem Rampart spazieren gehn; welches sich beyläufig um Ostern 1760 ereignete. Durch diese Erleichterung erholten wir uns wieder in unserer Gesundheit, und wir lebten schon in der sichern Hoffnung, das nächste Schiff von Portugall würde uns die frohe Nachricht von dem Ende unserer Verfolgung bringen.

Aber das am 30 Julius von Portugall angekommene Schiff, der heilige Franz von Paula genannt, brachte den schärfesten königlichen Befehl mit, daß alle Jesuiten, die in Asia, und Afrika aufgefangen werden könnten, als Staatsgefangene nach Portugall sollten geliefert werden. — Daher führte man uns den 21 August unter militarischer Bedeckung mit

gegen uns gekehrten Bajoneten auf das gedachte Schiff, und gab uns die Hälfte der Kammer. Die Fenster waren vernagelt, die Thüre wurde versperrt, und noch mit einer Schildwache versichert, Niemand außer dem Kapitain, und denen, so uns zu bedienen hatten, durfte mit uns reden, oder umgehn.

Da wir nun die Segel einem zimlich günstigen Wind übergaben, und das Schiff einen schnellen Lauf zu machen schien, war doch der Strom des Meeres so heftig, so daß das stolze, und schöne Schiff rückwärts gieng. Endlich gewann doch der Wind die Oberhand, und wir kamen bis zur Insel Komoro. Da trafen wir ein anderes portugiesisches Schiff an, das mit dem unsrigen zugleich von Lissabon ausgelaufen war, aber nachmals vom widrigen Winde zurück gehalten, die Insel Mosambique umfahren mußte, um selbes Jahr noch nach Indien zu kommen. Es konnte deßwegen nirgends frische Lebensmittel einnehmen, und der Scorbut, oder sogenannte Scharbock graßirte schon gewaltig auf selbem. Beyde Schiffe, nachdem sie sich mit Losbrennen der Kanonen begrüßet hatten, setzten sich Kappa; welches alsdann geschieht, wenn zween große Segel von den zween großen Mastbäumen gegen einander also gestellt werden, daß ein Segel vor sich, das andere aber rückwärts den Wind fanget. Auf diese Art steht das Schiff so still, als wenn es vor Anker ruhete. Es ist zu merken, daß auf dem

hohen

hohen Meer aus Abgang des Grundes kein Anker könne geworfen werden. Unser Schiff also versah das Nothleidende mit allem Nothwendigen, und dann fuhren beyde Schiffe mit einander mit günstigem Winde weiter. Ich paßirte nun schon zum viertenmale die Linie.

Der Kapitain hielt uns ungemein gut. Er ließ nach unserer Abfahrt die vernagelten Fenster alsogleich wieder öffnen, damit wir die frische Luft geniessen könnten. Er erlaubte uns auch die heilige Messe zu lesen, jedoch in Gegenwart eines Officiers, der uns ministrirte. Bey der Tafel erschien das Beßte, was im Schiffe war, auch etwas weniges portugiesischer Wein, und täglich bey dem Mittagessen frisch gebackenes Brod, auf dem Meere in der That zwey sehr kostbare Stücke. Der Himmel vergelte es ihm. Diese Reise also war für uns sehr bequem, nur eine Marter hatten wir auszustehn, und diese verursachten uns die ungestümen Wanzen, die uns nächtlicher Weile die nothwendige Ruhe gestört, und uns fast gar aufgefressen haben.

Als wir den 27 September von der zugeschickten Guarda Costa sammt einem des goanischen Havens erfahrnen Piloten in Goa glücklich in den Haven hinein geführet worden, ließ uns der Vicekönig gleich durch ein Militairkommando abholen, und in das Jesuitenkollegium führen. Wie wir aus dem Schiffe stiegen,

sagten uns die erst aus Portugall gekommenen Soldaten: „Der König von Portugall ist so wenig durch einen Schuß verwundet worden, als wenig wir verwundet da stünden.„

Dieß mußte den Leuten also schon im Jahre 1759 bekannt gewesen seyn; doch wer nicht ferne vom Tagslichte in einem Kerker sein Leben zubringen wollte, durfte es nicht wagen, so etwas laut zu behaupten. — In Goa, und in den Gegenden, wo die Jesuiten ein Haus besaßen, wurden sogar die geheimen Abtritte durchsucht, um die vermutheten Schätze der Jesuiten ausfindig zu machen. Ein gemeiner Soldat ließ sich zu der schmutzigen Arbeit brauchen, und ob er schon nichts gefunden hat, als den in solchen Orten gewöhnlichen stinkenden Schatz, wurde er doch vom Vicekönig zum Fähnrich ernennt. Das Volk gab ihm aber auch gleich einen auf seine Beförderung passenden Namen.

Der dritte Stock des Kollegiums, wohin alle Jesuiten zusammen gesperrt wurden, war schon ganz voll. Wir sieben aus dem Kafernlande, die wir die Zahl von 130 erfüllten, fanden in keinem Zimmer mehr Platz, mußten also auf den Gängen des Kollegiums unser Lager aufschlagen. Im zweyten Stockwerke waren einige Franziskaner, die die geistlichen Aemter in der Kirche verrichten mußten, über das einige Officiere, und königliche Beamte;

im ersten endlich die Militairwache. Wir hatten zum Messelesen eine Hauskapelle, worinn drey Altäre aufgerichtet waren, die, wie leicht zu schließen, für so viele Priester nicht erklecklich waren. Rings um das Kollegium war ein Kordon von heydnischen im königlichen Solde stehenden Asiaten gezogen. Diese entzogen uns wieder durch ihr beständiges Rufen: „Wachet wohl„ den nothwendigen Schlaf, und wir waren oft gezwungen, Geld durch die Fenster hinab zu werfen, damit sie nicht so laut schrieen, und uns doch ein wenig schlafen ließen. Fast täglich wurde jeder aus uns namentlich von einem königlichen Minister vorgerufen, um zu sehen, ob wohl keiner desertirt sey; wir durften mit keinem andern Menschen reden, noch weniger Jemanden schreiben; mit einem Worte, alles war verdächtig, sogar die verstorbenen Jesuiten wurden noch von dem Leibarzt, und königlichen Minister visitirt, zu sehen, ob es wirklicher Tod, und nicht Verstellung sey.

Zu Ende des Novembers dieses Jahrs 1760 war fast die ganze Insel Goa, und ihre Gegend wegen uns beschäfftigt, alles Nöthige zu einer Reise von fünf Monaten für so viele Personen herbey zu schaffen. Jeder wußte dabey seinen Schnitt zu machen, und man sah gerne durch die Finger, um dem Volke, das sich wegen der uns aufgebürdeten Verbrechen nie überzeugen konnte, das Maul zu stopfen.

Die guten Jesuiten, besonders die Alten schmeichelten sich indessen immer, dieß so große Ungewitter werde ein baldiges Ende nehmen, und bildeten sich ein, es geschehe alles nur, uns zu demüthigen, und auf die Probe zu setzen. Sie hätten aber vielmehr denken, und eben dasjenige reifers zu Gemüth führen sollen, was in Portugall ein Herzog von Braganza, als man ihm bey seiner Gefangensetzung mit der baldigen Befreyung schmeichelte, gesprochen hat: „Eine Person, wie ich bin, setzt man nicht auf solche Art in Gefangenschaft, um los zu lassen.“ Ich war immer der Meynung, die ich auch meinen geistlichen Mitbrüdern schon in Mosambique zum öftern erklärt hatte, das, was wir da zu leiden gezwungen würden, wäre gewiß nur ein Schatten von allem dem, was noch auf uns wartete. — Wie schon alles zur Reise in Bereitschaft war, bathen wir inständig, man möchte uns noch erlauben, beym Grabe des heiligen Franz Xaviers unsere Andacht zu verrichten; aber es ward uns abgeschlagen. — Hierauf wurden uns die Kleider, und andere höchst nothwendige Sachen gegeben; keiner aber durfte in seinem Koffer, oder Reisesacke etwas einpacken, außer in Gegenwart eines königlichen Ministers, und eines Kriegsofficiers, die alles genau zuvor durchsuchten.

Nun müssen die guten, und unschuldigen Jesuiten mit größter Schande, und Spott aus

Goa vertrieben werden, die das liebe Europa großmüthig verlassen, und ihr Leib und Leben in die Schanze geschlagen hatten, nur einzig und allein Gott, und dem Nebenmenschen zu dienen, und nach vollbrachten schweren, langwierigen, und höchst gefährlichen Reisen dort endlich anzukommen. Eben diejenigen werden itzt aufs schimpflichste behandelt, die zuvor von den Vicekönigen, und andern Staatspersonen jederzeit in höchsten Ehren sind gehalten worden: Jene, die allen, Inländern sowohl als Portugiesen, Tag und Nacht mit Rath, und That möglichst beygesprungen: Die unermüdet in Beichtstühlen, und auf Kanzeln sich beeifert hatten: Die dem königlichen Krankenspital vorgestanden, und selbes beßtens besorgt hatten: Die ihren Eifer den katholischen Glauben auszubreiten in dem Katechumenenhause gezeiget, und nicht wenige Heyden jährlich durch die heilige Taufe der katholischen Kirche einverleibt hatten: Die nicht nur allein in Goa, sondern auch in den umliegenden Inseln, und Halbinseln beständig einige Bußprediger gehalten, um das ewige Heil der Seelen eifrigst zu befördern; ich verstehe die in den Provinzen Maißur, Kittur, und Raschur, ja sogar in Agra, und Dely in dem mogolischen Reiche gelegene Missionen, welche die goanische Provinz erhalten, und ernähren mußte. Denn unter den Heyden, und Mahometanern versteht sich ohnehin, daß sie sich vom Almosen nicht erhalten konnten, um so weniger, als die ihnen anvertrau-

ten Christen selbst so arm sind, daß ihnen die guten Mißionarien sowohl im gesunden, als kranken Zustande beyspringen, und zu Hülfe kommen mußten. Es waren bey vier und zwanzig Mißionarien der goanischen Provinz, derer einige ein fast unglaublich strenges Leben führten, und nicht wenige ihr Leben einbüßten.

Unter dreyerley Gattung der Heyden mußten sie leben, nämlich unter den Brachmanen, Suttern, und Farasen. Die ersten sind so abergläubisch, und hochmüthig, daß sie mit den andern nicht handeln, oder umgehn wollen, ja sogar einander nicht einmal ein Licht anzünden lassen; und dieses geschieht auch, obgleich sie alle Christen sind. Am Anfang waren die guten Mißionarien in größter Verlegenheit, wie sie es doch zuwege bringen möchten, daß diese Leute wenigstens in einer Kirche dem heiligen Gottesdienste beyzuwohnen sich bequemten; es war alles vergebens, bis man endlich das Mittel erfunden, die Kirche in der Mitte so abzutheilen, daß ein jeder Theil auf den Altar sehn konnte. Die Brachmanen halten sich für Adeliche, und Gelehrte; und diese ist die einzige Ursache, warum sie alle andere verachten; auch die Missionarien selbst müssen sich nicht als Europäer ausgeben, sondern als römische Priester. Wenn ein Mißionar der Brachmanen einen andern Mißionar der Suttern, oder Farasen auf dem Wege, oder anderswo antrifft, darf er mit ihm, obwohl er sonst sein beßter Freund, und geistli-

cher Mitbruder ist, nicht reden, oder umgehn. Es giebt auch sehr viele Brachmanen, die nichts, was Leben gehabt hat, das ist, weder Fleisch noch Fische zu essen pflegen; essen also nichts als Reiß, Kräuter, und Hülsen; diesem Lebenswandel muß sich auch der Mißionar unterwerfen; und wenn ein solcher erkrankt, und etwas vom Fleische um seine Kräfte zu erholen, vonnöthen hat, muß es in der größten Geheime geschehn, und die Beine, und Federn müssen sorgfältig vergraben werden. — Zudem dürfen sie nichts von Leder haben, oder brauchen, sogar das Brevier muß mit Tuch überzogen werden. Die Ursache dieses Verfahrens ist, weil die Heyden alles Viehe, sogar die giftigsten Schlangen anbethen, meistens aber die Ochsen, die ihnen das Brod mit dem Ackerbau verschaffen; und weil die Christen mit den Heyden in den Dorfschaften vermischt leben, so müssen sie sich in die Gebräuche, die nicht sündhaft sind, vielfältig zu schicken wissen. Anstatt der Schuhe tragen sie zimlich erhobene hölzerne Knospen, die sie mittelst eines großen hölzernen Nagels zwischen dem großen Zehe, so zu sagen herum schleppen. Wer alles dieses recht zu Gemüth führt, wird leicht erkennen, was für eine Beschwerniß diese Art zu leben einen Europäer koste. — Von diesen Gesetzen aber sind die Suttern ausgenommen. Denn diese essen von allem, auch vom Fleische und Fischen, sind aber deßwegen von den Brachmanen verachtet. Die Farasen aber verabscheuen selbe dergestalt, daß sie nicht in

ihre Dorfschaften hinein kommen därfen, sondern viele auf dem freyen Felde unter den Gezelten mit Weib, und Kindern zu wohnen gezwungen werden. — Diesem ungeachtet lebten unsere Mißionarien unter ihren Christen so vergnügt, daß sehr viele zwanzig nud noch mehrere Jahre voller Trost dabey zubrachten, und zum öftern nur von dem Gehorsame wieder nach Goa zurück gebracht werden konnten. Denn sie lebten dort, so zu sagen, mehr unter den Engeln, als Menschen, so, wie mir mein Gespan, mit dem ich zehn Jahre im Kerker zugebracht, und in selbiger Mißion einige Jahre war, zum öftern sagte, daß der Beichtvater nicht so viele Materie der Sünden fände, sie davon los zu sprechen. — Es giebt auch unter den Heyden eine Gattung der Einsiedlern, die ein so strenges Leben führen, das es kaum beschreiblich ist. Zudem sind auch einige Religiosen zu finden, die mit Betteln ihr Leben durchschwingen, und in besondern Dorfschaften wohnen, die als Verschnittene die Keuschheit halten müssen.

Man beschuldigte uns wegen unsern Reichthümern, die wir mittelst der liegenden Güter, und schändlich getriebener Handelschaft zusammen gehäuft hätten; was haben sie aber (wenn sie die Wahrheit doch itzt bekennen wollen) in unserer überraschten Gefangennehmung für einen Ueberschuß des Geldes, oder was Geldes Werth hat, gefunden? Wenn man mit unpartheyischer Einsicht alle obangeregte Aemter, und

Ver-

Verrichtungen, so viele Mißionen zu erhalten, so große, und langwierige Reisen zu Lande, und zu Wasser zu bestreiten reifer zu Gemüth führen wollte, würde man bekennen müssen, daß auch ein gewisser Reichthum vonnöthen gewesen sey.

Zudem, was haben die Provinzen der Gesellschaft Jesu, besonders die goanischen, als die stärksten, und zahlreichsten in Asien für große Kosten machen müssen, aus Deutschland, Welschland, und anderswo (da in Portugall nicht genugsame Leute zu finden waren) taugliche Mißionarien hinein zu liefern. Es ist nur gar zu gewiß, daß ein einziger Mißionar, als zum Beyspiel ich, bis auf tausend Gulden gekostet hat. Wenn also die Provinz nicht die sorgfältigste Oekonomie durch Verwaltung der Güter gehalten hätte, so würde sie alles dieses nicht haben bestreiten können; noch vielweniger wäre sie im Stande gewesen dem Könige in Portugall in den in Asien unglücklichen Feldzügen, besonders da der Marata schon die Halbinsel Salsette fortgerissen hatte, und der anstoßenden Insel Goa das Nämliche drohete, so große Summen Geldes, ja sogar die Kirchenschätze, um den Feind zu befriedigen, vorzustrecken. Wir sind aber gut bezahlt worden, wie es die folgende Nachricht erklären wird.

Ich erinnere mich, als wenn es heute geschähe, daß in selbiger Nacht, da wir von unserm

serm Kollegium auswandern mußten, einige Kriegsofficiere, große und einsichtsvolle Männer heiße Zähren vergossen haben, als sie unser Elend, und die unterdrückte Unschuld sahen. Ein gewisses und unwidersprechliches Zeichen, daß uns jedermann lieb und werth hatte.

Eilftes Hauptstück.

Ueberlieferung der Gefangenen von Goa bis Lissabon.

Den 21 December 1760 nächtlicher Weile warden wir unter genauester Militairbedeckung in zwanzig und mehrern Booten, oder Skälern, so eine kleine Flotte zu seyn schienen, nach und nach gesetzt, und auf das schon reisefertige Schiff, die unbefleckte Empfängniß genannt, geführet; hundert sieben und zwanzig an der Zahl (denn drey waren bereits im Kollegium gestorben) wurden wir in der Kammer, und auf der linken Seite des Ganges bis zum großen Mastbaume auf dem Schiffe mit Sack und Pack, wie Häringe über einander geworfen. O unmenschliches Verfahren, welches doch der Vicekönig, und andere königliche Minister als die größte Heldenthat, die jemal in Asien von den Portugiesen ausgeübt worden, vorzugeben sich nicht geschämt haben. Dem

Kapi-

Kapitain selbst gieng unser Elend zu Herzen, und er ließ dem Vicekönig sagen: es wäre ihm nicht möglich, die Jesuiten auf diese Art lebendig nach Portugall zu bringen. Aber da half nichts, und wir mußten in einer so elenden Lage wirklich absegeln. Der Kapitain hatte noch dazu vom Vicekönig den strengsten Befehl, auf der ganzen Reise nirgends anzuländen, da doch sonst alle portugiesischen Schiffe, die von Goa nach Portugall fahren, in Amerika zuzukehren, frische Lebensmittel einzunehmen, und ein wenig auszurasten.

Zween Tage, und Nächte konnten wir aus Abgang des nöthigen Raumes nichts schlafen; denn wir mußten nur stehn, oder auf einander sitzen, und doch durfte man nicht klagen. Nach und nach aber wurde unser Gepäcke in das zweyte, und dritte Stockwerk des Schiffes hinabgetragen; wir erhielten also etwas größern Raum. Jeder suchte dann einen Winkel, oder ein Plätzchen zu seiner Wohnung. Ich hatte durch besondern Fleiß das Glück unter eine Kanone zu kommen. Aber auch da fehlten mir zwo Spannen Raum, meine Glieder auszustrecken.

Niemand hätte uns in diesem Zustande ohne innerste Rührung des Mitleides ansehen können. Alte, eisgraue, ansehnliche, gelehrte, heiligmäßige Männer sah man da auf einer Truhe, dort unter, oder ober einer Kanone, oder

auf

auf dem Boden liegen, und herum kriechen; wo man hinsah, erblickte man nichts, als Elend, und das größte Elend. Auch die, so gefährlich krank waren, konnten weder eine gute Medicin, noch eine Labung haben, und die mit dem Tode rangen, hatten, so zu sagen, kaum ein Oertchen, wo sie ihren Geist aufgeben konnten. —

Wir überstiegen mit gutem Winde begleitet das fünftemal die Linie, und kamen wieder auf die Anhöhe der Insel Mosambique; diese ließ man zur rechten Hand liegen, und dirigirte das Schiff durch den Kanal gegen die Insel Madagaskar, oder wie sie andere nennen, vom heiligen Lorenz, um das Vorgebürg der guten Hoffnung zu besteigen.

Wegen der großen Hitze, und Feuchtigkeit fiengen unsere Lebensmittel bald an zu verderben. In dem einzigen Zwieback zählte man viererley Gattungen Würmer, oder Insekten. Das Wasser war gelb, stinkend, und ebenfalls voll Würmchen. Man mußte es, trinkbar zu machen, durch ein Tuch seihen, und dann die Nase zudrücken. — Aber auch dieß so schlechte Wasser ward sparsam, und nur portionenweis ausgetheilt, so daß es nicht hinreichend war, das verbrennte scorbutische Geblüt einigermassen zu versüßen. Wir hatten von allen Seiten Mangel an den nothwendigen Sachen. Viele mußten aus Geschirren essen, die ehedem zu Nachtgeschirren gedient hatten. Ueberdas wurden

den wir, wie leicht zu erachten, voll Ungeziefers, das uns Tag und Nacht nicht wenig plagte. Endlich erkrankte eine Menge nicht nur von den Jesuiten, sondern auch von den Schiffleuten am Skorbut, oder sogenannten Schaarbock, und da hatte man keine Hülfsmittel, als elende Arzneyen; wenn wir einem ansehlichen Alten in seiner Krankheit eine Labung verschaffen wollten, kostete uns eine Henne ein Goldstück von 16 Gulden; aber auch diese, oder was anderes vom frischen Fleische in der zu Ende gehenden Schifffahrt war nicht mehr zu finden. — Ich war noch immer einer der gesündesten, doch am ganzen Leibe schwach, und die Zunge spaltete sich mir an zerschiedenen Orten. Dieß verursachte mir nicht geringe Schmerzen, die ich bis nach Portugall mittragen mußte. Der Scorbut, oder so genannte Scharbock hatte übrigens bey einem nicht die Wirkung, die er beym andern hatte.

Wir kamen mit immer gutem, und starkem Winde zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und übersetzten es ganz glücklich, so daß die Bootsknechte sagten, die Jesuiten erhielten von Gott den Wind, wie sie verlangten. Das Schiff machte einen so schnellen Lauf, daß man hinter uns eine halbstündige lange Straße, die das Schiff in dem Meere eindrückte, sehen konnte. Nächtlicher Weile sah man rings um das Schiff alles voll kleiner Sternlein, die durch das starke Reiben des Schiffes in dem Meerwasser,

wasser, welches viel Schwefel und Salz enthält, verursacht wurden. Besonders glänzten die zwey langen und rauhen Seiler, oder Stricke, die auf jeder Seite des hintern Theiles des Schiffes beständig nachgeschleppet werden, aus Ursache, daß, wenn jemand aus Unbehutsamkeit in das Meer fallen sollte, er sich an einem dieser Stricke fest anhalten könnte, um sein Leben zu retten. Mit diesem gesegneten Winde übersegelten wir auch endlich die Linie, die ich in allem schon sechsmal paßirt habe, als uns auf einmal der Wind gänzlich verließ, und das Schiff dreyzehn oder vierzehn Tage fest da stand, als wenn es angeklammert wäre. Wenn wir vorher bedrängt gewesen, so waren wir nun wahrhaft elend. Die Hitze war außerordentlich; man nahm zwar die Segel von den Mastbäumen ab, Schatten zu machen, aber dieß war nur etwas besser, als gar nichts. Die Lebensmittel verdarben, und faulten immer mehr, besonders das Wasser, welches immer sparsamer ausgetheilt wurde. Die Krankheiten nahmen überhand. Alle wurden unbeschreiblich schwach. Immer mehr Todte wurden ins Meer geworfen.

Mit der Begräbniß der Todten wird auf dem Schiffe nicht viel Ceremonie gemacht. Der Kaplan verrichtet über den Leichnam die gewöhnlichen Gebethe der Kirche. Man legt ihn auf ein langes Brett, dann bindet man ihm einen großen Stein, oder eine Kanonenkugel an

di

die Füße, um ihn nicht so lange Zeit ober dem Wasser zu sehn, und wirft ihn ins Meer. Die Portugiesen haben einen wunderlichen Brauch; wenn der Todte schon in dem Wasser schwebt, so wünschen sie ihm eine glückliche Reise. — Drey und zwanzig Jesuiten traf auf dieser Reise dieß Schicksal. Sie waren aber gewiß glücklicher, als wir; denn sie entgiengen dadurch allen den Leiden, die wir nach der Zeit noch auszustehen hatten. — Wir flehten in dieser so großen Noth allgemein zum Himmel um einen Wind, und ich pflege seit dieser traurigen Zeit noch täglich die Tagzeiten für die Verstorbenen zu bethen. Es war für uns ein herzbrechendes Spektakel, da unser Schiff schon so lange Zeit unbeweglich da gestanden, anzusehn, wie ein anderes Schiff, so nur zwo Kanonenschusse von unserm entfernet mit gesegnetem Winde vorbey fuhr, und wir doch noch eine geraume Zeit haften mußten; und wer würde dieß glauben, vielleicht nur derjenige, der es gesehn, und erfahren hat. — Nach vierzehn Tagen wurden wir von Gott erhört. Das Meer fieng wider an sich zu kräusen, und ein geschlachter Wind fiel in die Segel, und das Schiff setzte seinen Weg fort. Aber kaum hatte diese Plage aufgehört, so fieng wieder eine andere neue an.

Der Kapitain des Schiffes hatte vom Vicekönig zu Goa einen verschlossenen Verhaltungsbefehl erhalten, den er erst in einer gewissen Höhe des Meers eröffnen durfte. Der Befehl

 war

war dieser: Man sollte alle, und jede Jesuiten, und alles, was ihnen zugehörte aufs genaueste durchsuchen. Es wurde also einer nach dem andern vorgerufen, und von dem Sergenten, und dem Schreiber des Schiffes visitirt. Gleich der erste mußte sich auf den Boden setzen. Man zog ihm Schuhe, und Strümpfe aus, und kam dann zu den Beinkleidern. Der Pater fieng an zu schreyen, und auf das Geschrey, da der Kapitain gekommen war, sagte er ihm: es wäre einmal nicht erlaubt, einen Priester so zu behandeln, und auch die geheimsten Theile des Leibs zu durchsuchen. Der Kapitain erklärte hierauf den königlichen Befehl: er wäre nur so zu verstehn, daß man die Taschen, und Säcke genau durchsuche, den ganzen Leib aber außerhalb betaste, zu sehn, ob kein Geld, oder Geldes Werth verborgen sey. Und auf diese Weise wurde dann ein jeder visitirt, auch alle Better, Koffer und dergleichen durchsuchet.

Bey vielen ward etwas gefunden. Ich selbst war in der größten Sorge, und so zu sagen ganz verwirrt. Der Pater Provinzial hatte mir nach dem Tode zweener auf dem Schiffe verstorbener Pater vielen Goldsand eingehändigt, wovon ich einst, wenn sich die Gelegenheit gäbe, dem Pater General Rechenschaft geben sollte. Ich hatte ihn theils in dem Polster meines Bettes, theils in dem Kasten der Kanone, unter der ich meine Wohnung genommen, sorgfältigst versteckt, und nichts ward

gefun-

gefunden. Dieser Goldsand hat hernach mir, und meinen Mitbrüdern in dem langwierigen Gefängnisse besonders gute Dienste geleistet.

Ich hatte auch eine lange, doch aber subtile goldene von den Kafern verfertigte Kette, die ich mit Tuch überzogen hatte, und gleich einer Schnur beständig um den Leib bey mir trug. Zudem ein goldenes von Filigranarbeit verfaßtes Reliquiarium; auch diese zwey Stücke wurden glücklich gerettet.

Nicht so glücklich war ein Layenbruder. Dieser hatte in einem ledernen Sacke, gleich einem kleinen Koffer, der in Asien, und Afrika wegen der Bequemlichkeit sehr stark gebraucht wird, eine wichtige Schrift verborgen, und selben einem Feldscheerer des Schiffes in Verwahrung gegeben. Es wurde aber entdeckt. Der Feldscheerer wurde in seinem Kammerrotte, oder hölzernen Verschlage arrestirt, und gefangen nach Lissabon geführt; was ihm dann ferner wiederfahren ist, weiß ich nicht. Der Bruder wurde am Grunde des Schiffes in den Pumpekasten gesetzt, welcher Ort wegen Abgang der Luft, und wegen der unerträglichen Hitze ein Backofen zu seyn scheint, und auf einem Schiffe das fürchterlichste Gefängniß ist. Ich wollte meinen erbarmnißwürdigen guten Freund besuchen, und ward mit einem Stricke durch das Loch himunter gelassen. Der Gestank von dem dort zusammen gesessenen Meerwasser war abscheulich. Der gute Mensch lag da fast

 bloß,

bloß, und schwitzte doch am ganzen Leibe. — Nach geraumer Zeit ward er auf viele zudringliche Fürbitte endlich losgelassen, und uns wieder beygesellt.

Zu Ende Aprils, und Anfang des May war das Elend wirklich aufs höchste gestiegen. Es fiengen nun auch an die halb verfaulte Lebensmittel abzugehn. — Bey dieser Gelegenheit erbarmte sich unser ein reicher, ansehnlicher, und frommer Herr, der ebenfalls als Staatsgefangener nach Portugall mußte geliefert werden. Dieser schenkte uns ein Faß voll Spitzolen; wir vermeynten, an dieser gemeinen Speise, so lang sie daurte, ein herrliches Traktament zu haben. Man war endlich auch gezwungen die sonst verächtliche, und rauheste Fische, Tuberoni genannt, zu essen, und noch andere Dinge, die man vorher verabscheute. Die drey Piloten, und der kommandirende Schiffkapitain selbst waren mit dem Scharbock behaftet. Fast die meisten Jesuiten mußten mit dem heiligen Abendmahle, viele auch mit der letzten Oelung versehn werden. Einer starb noch im Angesicht von Portugall. Wir hatten nur den einzigen Trost, daß täglich zween aus uns auf einem für uns eigens errichteten Altar die heilige Messe lesen durften. Mich hat es eben getroffen auf dem Schiffe die letzte zu lesen, und den andern die heilige Communion mitzutheilen.

Nach

Nach einer ununterbrochenen Seereise von fünf Monaten, entdeckten wir endlich den 20 May 1761 Portugall, und hatten das große Glück noch an selbigem Abende in dem Haven von Lissabon die Anker zu werfen. In der nämlichen Nacht änderte sich der Wind. Wären wir also nicht schon im Haven gewesen, so hätten wir vielleicht noch lange auf dem weiten Meere herum irren, und theils aus Abgang an Lebensmitteln, theils wegen den vielen Krankheiten alle dahin sterben können.

Zwölftes Hauptstück.

Ankunft in Lissabon. Einkerkerung der Missionarien in der Festung des heiligen Julians.

Wer hätte nicht billig hoffen können, daß wir nach ausgestandenem so großen Elende, und Todesgefahren, nicht würden endlich begnadiget werden, und aufs mindeste, wie alle andere ins Elend nach Welschland verwiesen werden? Das widrige Schicksal hat uns überzeuget, daß das traurige, und elendvolle Leben bisher nur ein Schatten gewesen sey. Das unschuldige Jesuitenkleid muß in finstern, feuchten, und abscheulichen Kerkern verfaulen, wie folgende Forsetzung der Geschichte beweisen wird.

Am 21 May in der Frühe erquickten wir uns ein wenig mit frischen vom Lande hergebrachten Lebensmitteln. Dieß that uns so wohl, daß wir auf einmal schon am Ende alles überstandenen Ungemachs, und Elends zu seyn glaubten. Wir hatten noch den geschmackvollen frischen Bissen des Frühstücks im Maul, als schon ein vom Hofe geschickter Minister, der Herr Graf vom heiligen Vicenzo kam, die mehr beschuldigten Jesuiten von den übrigen abzusöndern. Ich ward allemal unter die erstern gezählt; meine Hauptverbrechen waren, ein Jesuit, ein Mißionar unter den Mohren, und ein Ausländer gewesen zu seyn. Alsogleich wurden unser sechs von der afrikanischen Mißion in eine Kammerotte, oder einen hölzernen Verschlag, den zuvor der erste Pilote des Schiffes bewohnte, gesperret. Den Tag darauf erfuhren alle ausländische Jesuiten das Nämliche, auf die man immer ein besonders Auge hatte. Denn allen diesen wurden die drey obgedachten Hauptverbrechen zugeeignet.

Nach geschehener Absönderung wurden wir mehr beschuldigte vier und zwanzig an der Zahl, den 24 May 1761 in zween großen Booten von bewaffneten Soldaten in die drey Stunden von Lissabon entlegene Festung des heiligen Julians geführt, wo sich der berühmte Fluß Tagus in das große Weltmeer ergießt. Diese mit 110 Kanonen versehene Festung wird als ein Schlüssel der Stadt Lissabon gehalten; weil alle Schiffe

unter

unter dem Kanonenschuß nothwendiger Weise hinein, und hinaus paßiren müssen. — Die zweyte Klasse der von Indien angekommenen Jesuiten bestand aus sehr kranken, und alten Leuten, aus Obern, Professorn, und Prokuratorn. Diese wurden auf das Lustschloß des unglücklichen Herzogs von Aveiro, Azeitam genannt, das man schon zuvor zu diesem Ende in ein Gefängniß umgeschaffen hatte, gebracht. In die dritte Klasse kamen die Jungen, oder jene, die kein besonders Amt in der Gesellschaft Jesu bekleidet hatten. Diese wurden auf dem Schiffe zurück behalten, und dann ins Elend nach Italien geschickt. Zuvor ward aber jeder aus ihnen befragt, ob er aus der Gesellschaft Jesu austreten wollte; deren nur zehn oder zwölfe, wie wir nachgehends gehört haben, gewesen sind. — Wenn er es thun würde, ward ihm die Huld des Königs, und goldene Berge versprochen; sie gewannen aber nichts dabey. Sie mußten, wie Arrestanten immer in ihren Geburtsorten bleiben, und von Zeit zu Zeit sich vor der Obrigkeit stellen; das Predigen, und Beichthören ward ihnen verbothen; wer nicht vom Hause eine Hülfe hatte, mußte blos von den Meßstipendien leben; diese sind aber in Portugall hart zu bekommen, und belaufen sich höchstens auf achtzehn Kreuzer. Zudem wurden diese gute Leute noch von jedermann verachtet.

Nun wir vier und zwanzig kamen Abends gegen vier Uhr zur Festung, ungespeißt, folg-

lich schwach, und ganz schmachtend. (obwohl ich ein wenig Brod, und einige Pomeranzen mitgenommen, und unter die andern ausgetheilt hatte; aber was war dieß unter so vielen?) Bey dem Ufer des Flusses erwarteten uns schon die bewaffneten Soldaten, nahmen uns in die Mitte, und führten uns durch eine verborgene Thüre in die Festung hinein. Mit angezündeten Laternen, obgleich der schönste, und helleste Tag war, wurden wir in unterirdische, finstere, neu gebaute, folglich sehr feuchte Kerker gesetzt. Beym Hinabsteigen waren wir alle voll des Schreckens, und einige waren bey dem Eingange der Kerker sehr behutsam; weil sie fürchteten, wir möchten zu Fallthürmen geführet werden. In den Kerkern war anfangs weder Stuhl, Bank, noch Tisch. Wir mußten uns nur auf die Pritsche legen, und das Brevier zum Kopfküssen nehmen, bis unsere elende Better vom Schiffe herein geführt worden. Endlich ward uns auch unser Gepäck gebracht, nachdem alles genau durchsucht, und jeder Suchende genommen hatte, was ihm gefiel. Mein Koffer blieb vierzehn Tage aus, und ich hatte diese Zeit nicht einmal ein anderes Hemde, mich von dem vielen Ungeziefer, mit welchem wir angesteckt waren, und lange Zeit große Bemühung hatten, zu reinigen. Unter andern hatte ich in meinem Koffer, ein schön verfertigtes Kästchen, in welchem eine künstliche, und schön ausgezierte Statue, so die heilige Barbara vorstellte, enthalten war. Diese ward von

einem Layenbruder der Gesellschaft Jesu, Johann Paul Kehle, meinem beßten Freunde, aus Tyrol gebürtig, geschnitzelt, dessen kunstreiche Werke noch heutiges Tags in Wien, Turin, und Goa bewundert werden. Zu dieser Statue zeigte der Kommendant der Festung eine große Neigung; da er aber vernahm, daß selbe einem andern Pater zugehörte, wurde sie demselben alsogleich zugeschickt. Auch besondere Neigung äußerte gedachter Herr, da er ein künstlich von Elfenbein geschnitztes Crucifixbild in der Länge einer, und einer halben Spanne ersah; er küßte es ganz ehrerbiethig, und sagte: Wenn ich das Geld hätte, so würde ich es ihnen abkaufen; ich aber als ein guter Deutscher wollte diese portugiesische Sprache nicht verstehn. Es wurde also wieder in das Koffer hinein gelegt, und in meinen Kerker getragen. Wegen dieser Bildniß hatte ich nachgehends große Nachstellungen auszustehen; sie bekamen es aber doch nicht. — Unsere Kerker waren so frisch gebaut, daß der Eindruck der Finger in der Mauer zurück blieb. Dieß war die Ursache, daß mich gleich anfangs eine höchst peinliche Engbrüstigkeit befiel, womit ich vierzehn Jahre zu ringen hatte, die mir oft aus Abgang des Athems den kalten Schweiß austrieb, und mir nicht erlaubte, ein Wort mit meinem Gespane zu reden.

Wer würde wohl im Stande seyn, all das Elend, das wir durch sechzehn ganze Jahre in

diesen Löchern ertragen mußten, recht zu beschreiben? — Wir saßen da ohne Taglicht, und ohne Luft; denn die Kerker hatten blos in der Höhe der Wand ein vier Finger hohes, und vier Spannen breites Loch zum Fenster. Die Thüren waren mit zweyen Schlössern, und einem festen Riegel verschlossen. Die beständige, und besonders beym Regenwetter große Feuchtigkeit machte alles verfaulen. Der Kommendant sagte zum öftern: „ Alles verfault in diesen Kerkern; nur die gefangenen Patres wollen nicht verfaulen. „ Aber er wünschte unsere Verfaulung wohl nicht; denn er wußte uns durch Recht, und Unrecht so gut zu beizen, daß er nicht nur seine Schulden, wie er selbst bekannte, zahlen, sondern auch prächtig sich aufführen, und leben konnte. Manchmal waren die Gänge vor den Kerkern, und auch die Kerker selbst so voll herein geronnenen Regenwassers, daß die zu unserer Verpflegung bestellten Leute Bretter legen mußten, um zu uns zu kommen. Ich war anfangs mit noch einem Pater in einem so kleinen, und engen Kerker, daß wir kaum ein Plätzchen fanden, wo wir sicher von dem einrinnenden Wasser hätten unser Brevier bethen können.

Wir sahen außer den Kerkerwärtern keinen Menschen, durften also auch mit Niemanden reden; einen Brief zu schreiben würde den Kopf gekostet haben. Viele hunderte von denen, die den Jesuiten zugeschrieben, oder eine

Gut-

Gutthat erwiesen haben, sind dadurch unglücklich geworden. Drey Herren vom Adel, wovon einer noch dazu Kammerherr des Don Pedro, gewesenen Mitregenten der itzt regierenden Königinn in Portugall war, führten eine Korrespondenz mit den portugiesischen Jesuiten in Rom. Einer dieser Herren entzweyte sich mit seiner Frau, und diese entdeckte aus Rachsucht dem Minister den gedachten Briefwechsel; und alle drey wurden ins Elend nach Angola in Afrika verwiesen; wohin man nur jene zu schicken pflegt, die man in Kürze nicht mehr unter den Lebendigen wissen will. — Ich könnte noch viele dergleichen Geschichten anführen, wenn des damaligen Premierministers Tyranney nicht ohnehin schon weltbekannt wäre.

Unsere Kerkermeister waren Militairofficiere. Diese Leute verfuhren mit uns in den ersten Jahren sehr unmenschlich, und wir erhielten fast kein gutes Wort von ihnen. Wir gaben uns alle Mühe, sie zu besänftigen, und drückten ihnen vieles in die Hände; aber alles war vergebens. Wir zitterten allemal, wenn wir zur ungewöhnlichen Zeit die festen Gitter, so am Eingange der Kerker waren, knarren hörten, und fürchteten nicht ohne Ursache, es möchte mancher aus uns zum Tode abgeholet werden.

Der Wille des Königs war, daß wir im Essen und Trinken, und Kleidung, wie in unsern Kollegien traktirt werden sollten. Er ließ

auch

auch für jeden Jesuiten täglich fünfzehn Groschen, zwölf für Essen und Trinken, und drey für Kleidung, Toback, und andere Kleinigkeiten richtig auszahlen. Wäre dieß Geld in unsere Hände gekommen, so hätten wir herrlich leben können. So aber lebten wir sehr elend.

Die Kost gaben uns aus Befehl des Kommendanten die Handwerksleute der Festung. Diese spickten dabey ihren Beutel, und gaben uns sehr Weniges. Anfangs war doch das Wenige so zubereitet, daß mans essen konnte; aber nach und nach fehlte es auch an der Zurichtung immer mehr. Jeder erhielt seine Portion besonders. Zu Mittage brachte man uns immer die nämliche Suppe, das ist, eine Fleischbrühe, oder besser zu reden, ein warmes gesalzenes Wasser, mit eingebrocktem Brode, so sie aufdämpfen lassen. Diese zu essen braucht man keine Löffel, als welche, so wie die Gabeln, erst im Anfange dieses Jahrhunderts in Brauch gekommen sind; denn die Portugiesen sagten, es wäre viel geschmacker mit den Fingern zu essen. Zu der Suppe kamen einige Löffel voll Reiß, und auf diesem vier, aufs höchste fünf Unzen nach portugiesischem Brauche versalzenes Rindfleisch, ein Stück Brod, und so viel als ein Seitel Wein. Zum Nachtessen schickten sie einige Schnitten Brod, und auf demselben einige Stückchen vom übergebliebenen Fleische, das eckelhaft anzusehen, und noch mehr zu essen war; manch-

mal ein Stückchen von einem insgemein versalzenen, oder stinkenden Fische; oder gekochte Kräuter, oder gar nur einen Salat mit einem Ey; manchmal endlich auch rohe Eyer; allemal aber das Stück Brod, und das Seitel Wein dazu. Ohne diese zwey Stücke rechnete man das Nachtessen auf einen Groschen, und viele waren, die selben dafür begehrten.

Ich habe oben angemerkt, daß da wir in Portugall angekommen sind, alle mit dem Scorbut behaftet waren, so daß viele mit der letzten heiligen Wegzehrung, ja sogar mit der letzten heiligen Oelung sind versehen worden. Ohne einzige Rücksicht wurden auch von diesen nicht wenige, besonders Ausländer, in die unterirdischen, abscheulichen Kerker unmenschlich geworfen. Doch wer sollte es wohl glauben? keiner ist an dieser Krankheit, so angesteckt er auch immer war, gestorben. Innerhalb acht oder zwölf Tagen waren alle kurirt; und die Kur war folgende: In aller Frühe kamen die Kerkermeister mit zwo großen Kandeln, eine mit Thee von China, die andere mit Ziegenmilch angefüllt, und gaben einem jeden eine Schüssel voll davon zu trinken. Das Mittagessen sowohl, als das Nachtessen, bestand in nichts anderm, als in gekochten Kräutern, und darauf ein kleines Hühnlein mit Wasser, und Brod.

Wir konnten auch nirgends Hülfe suchen. Das Geld wurde dem Kommendanten behändigt;

digt; dieser lebte mit unsern Kostleuten im besten Verständnisse; er nahm also von uns keine Vorstellung, keine Klage an. Und so konnte jedermann ungestraft mit uns verfahren, wie er wollte. Wir empfanden dieses äußerste Elend so sehr, daß der Pater Anton de Torres, ein ehmaliger Provinzial, dem Minister Pombal sagen ließ: er wäre entschlossen, lieber den Kopf gleich durch die Hand des Scharfrichters zu verlieren, als mit einem langsamen Tode immer zu kämpfen. Aber der Minister lachte dazu.

Im ersten Jahre unseres Aufenthaltes in diesen unterirdischen Kerkern wurde am 21 August 1761 die Prinzeßinn von Brasil, dermalige Königinn, von ihrem ersten Prinzen entbunden. Man hat uns gesagt: Der König sey wirklich entschlossen gewesen, bey der so großen allgemeinen Freude über dieß glückliche Ereigniß, auch den eingekerkerten Jesuiten Gnade angedeihen zu lassen, und sie zu ihren Brüdern nach Italien zu schicken; der Minister aber habe ihn davon abwendig gemacht; indem er ihm sagte: Er könnte dieß als unumschränkter Herr zwar thun; doch sollte er auch zusehen, wie er hernach im Stande seyn würde, die Krone auf seinem Haupte zu erhalten. — Das war eben die schwache Seite des Königs, da er nämlich in beständiger Furcht seine Krone zu verlieren lebte; zugleich wußte er, daß ihn die meisten Großen des Reichs, und das ganze

Volk

Volk seines Ministers wegen haßten, seinen Bruder hingegen sehr liebten. Wir blieben also, wie ganz natürlich war, in unsern Kerkern; das dachten wir aber damals wohl nicht, daß wir so lange in den Kerkern zu bleiben hätten, bis jener neugebohrne Prinz sich verheurathen sollte. Und doch geschah es so. Denn zu Anfang des Jahrs 1777 ward er mit seiner Tante Donna Maria Franzisca, das ist, mit der Schwester seiner Frau Mutter getrauet, die schon ein und dreyßig Jahre ihres Alters zählte. Erst einige Monate hernach wurden wir auf freyen Fuß gesetzet.

Unser ganzes Unglück, wie vieler andern war nur der Minister Carvalho, der nach der Geburt des gedachten Prinzen Graf von Oeyras, und im Jahre 1767 Marquis von Pombal geworden ist. Der König glaubte, nur durch ihn noch seine Krone zu tragen; der König wie der Minister waren in beständiger Furcht gestürzt zu werden; alles verursachte ihnen Argwohn; alles war Staatsverbrechen. Man zählte damals in Portugall mehr als neuntausend fünfhundert Staatsgefangene; es kleckten keine Kerker, und keine Festungen mehr; auch die unterirdischen Gebäude der Minister, und Beamten wurden zu Gefängnissen umgeschaffen; den hohen Adel traf das traurige Schicksal am meisten. Ja man sagte sogar, daß der Minister Pombal bey dem Könige angehalten habe, den ganzen alten Adel auszurotten, und einen neuen

auf-

aufzurichten. Sogar die Bischöfe waren nicht ausgenommen, derer zween im Kerker gestorben sind; der Bischof von Konimb , mußte wegen einem seinem Amte angemessenen Pastoralschreiben zwölf Jahre in dem abscheulichsten Kerker fast gar verschmachten. Auch Damen, und zwar vom ersten Range, Geistliche, Mönche, sogar Nonnen mußten in den Kerker hinein; viele endeten darinn ihr Leben; alle waren gezwungen, wenigstens viele Jahre zu leiden, und zu schmachten.

Einige behaupten, das Haus Carvalho sey von adelichem Geschlechte gewesen. Ich aber habe von den Portugiesen, unter denen ich vier und zwanzig Jahre gelebt, allezeit das Gegentheil gehört. Seine erste Frau war aus dem adelichen Haase Almada; die er nur durch Arglistigkeit erworben hatte, eine Arglistigkeit, die ihn bald sein Leben gekostet hätte, wenn nicht der König Johannes der Fünfte ins Mittel getreten wäre. Als der Minister mit seiner Gemahlinn Gräfinn von Daun, die er ebenfalls durch Ränke erhalten, von Wien gekommen, und Staatssekretair geworden ist; bath er den König, er möchte ihn in den Grafenstand erheben. Der König fragte hierüber den Herzog von Cadeval, und erhielt von diesem die Antwort: „Eure Majestät können es zwar thun, aber mir scheint, der Amboß klinge noch zu stark.„ Durch diese Worte deutete der Herzog auf des Carvalho Großvater, der ein Schmied gewe=

gewesen seyn soll. Carvalho erhielt also damals nicht, was er wünschte, und schrieb diese Abweisung den Jesuiten zu, die zu selber Zeit alles bey Hofe galten. — Ganz gewiß ist es, daß sein Vater ein Kaufmann in Lissabon gewesen. Dieser hatte drey Söhne, und eine Tochter hinterlassen, welche von einem Monsignor an der Patriarchalkirche, der des Vaters Bruder war, sind erzogen worden. Sebastian Joseph erschwang sich durch seine große Arglistigkeit nach und nach zum ersten Staatsminister; wußte den Jesuiten, besonders aber dem Beichtvater des Königs, Pater Joseph Moreira so zu schmeicheln, daß er dem Könige den Carvalho zu dieser höchsten Würde vorschlug; er regierte also das Reich mit unumschränkter Macht, und machte sich selbst bey dem Könige furchtbar.

Der zweyte Bruder Franz Xavier von Mendonza stieg vom Amte eines Sergenten zur Stelle eines Gouverneurs von Para, und Maragnam in Amerika; wurde hernach statt seines Bruders Staatssekretair, und spielte auch in Portugall eine nicht unbedeutende Rolle. Er nährte ebenfalls einen außerordentlichen Haß wider die Jesuiten, und es war für uns ein Glück, von seinem Bruder, und nicht von ihm verfolgt, und gedrückt zu werden. Wöchentlich kam er einmal in unsere Festung, ein Frauenzimmer zu besuchen; und vermehrte dadurch unser Elend. Denn wegen ihm durfte uns niemand was Gutes erweisen. Die Probe war

bey seinem einige Jahre vor unserer Befreyung erfolgten Tode augenscheinlich; indem wir nach der Zeit etwas menschlicher sind behandelt worden.

Der dritte Bruder Paul von Carvalho war Monsignor an der Patriarchalkirche zu Lissabon, Generalinquisitor, und Generalkommissarius der Kreuzbulle; ward endlich von Clemens dem Vierzehnten zum Kardinal ernennt; starb aber noch vor erhaltenem Purpur an der Wassersucht. Auf diesem Dreyfuße also stand durch mehrere Jahre die portugiesische Monarchie.

Die Schwester Magdalena war eine Dominikanerinn, verließ aber nach dem großen Erdbeben ihr Kloster, und verwaltete durch mehrere Jahre das so ansehnliche Haus ihrer drey Brüder. Endlich ward sie wieder in das Kloster zurück geschickt, und zur Aebtißinn aller Nonnenklöster in Lissabon gemacht.

Wir Jesuiten sahen aus dem allen wohl, wie wenig Hoffnung wir zu unserer Befreyung hätten. Wir waren uns aber unserer Unschuld bewußt; und die ganzen achtzehn Jahre hindurch wurde nie einer wegen eines Verbrechens zur Rede gestellt: woraus man den sichern Schluß machen kann, daß auch unsere Feinde unsere Unschuld einsahen. Wir lebten bey allen Drangsalen dem ungeachtet so vergnügt, und gutes Muths, daß die Leute der Festung nicht wenig sich darüber verwunderten.

Einer

Einer aus uns fand die Art die Kerkerthüre zu öffnen, und verschaffte dadurch allen übrigen eine außerordentliche Linderung in ihren Trübsalen. Denn dadurch bekamen wir etwas mehrere, und frischere Luft, und konnten einander besuchen, trösten, und nach Kräften zu Hülfe kommen. Man mußte es aber so anstellen, daß weder die Schildwachen, noch sonst jemand davon etwas merkte. Zu dem Ende machten wir uns eine Gattung Schuhe von Tuch, um in Hin- und Hergehen kein Geräusch zu erwecken; auch die Thüren suchten wir allemal in den vorigen Stand zu setzen, so daß die Kerkermeister nicht den mindesten Argwohn faßten. Allein, kaum zwey Jahre genossen wir diesen so großen Vortheil; denn ein italiänischer Layenbruder, der sich flüchtig zu machen suchte, zerstörte ihn. Er hatte einen Soldaten durch Geld bestochen, und zur Flucht den Samstag nach Ostern bestimmt. Aber der Soldat, nachdem er das Geld des Bruders hatte, entdeckte alles dem Kommendanten. Dieser kam am bestimmten Tage um eilf Uhr Nachts unversehens mit vielen Officieren und Soldaten in die Gefängniß hinunter; fand einige Thüren eröffnet; einige Jesuiten im Gange vor den Kerkern, und glaubte also, wir wären alle zusammen gesinnt gewesen, flüchtig zu gehn. Mein Gespan, und ich befanden uns auch in andern Kerkern, unsere gute Freunde heimzusuchen; als wir aber das Getös hörten, liefen wir eilig zurück, und verschlossen unsere

Thüre so gut, daß sie uns für unschuldig hielten. — Da gieng es dann zu, wie am jüngsten Tage; alle Thüren wurden geöffnet, und alles aufs genaueste durchsucht. Den Tag darauf kamen Maurer, Schlosser, und Schmiede, feste Riegel, und Schlösser anzuschlagen; die Leute waren alle wider uns im höchsten Grade aufgebracht, von jedem forderten sie die falschen Schlüssel, die wir nach ihrer Meynung gehabt haben mußten; überall aber händigte man ihnen einige gekrümmte Nägel, und einige andere Eisenstücke ein, die, um in den Schlössern kein Getös zu machen, mit alten Lumpen überzogen waren. Sie mußten endlich bey Ansehung dieser elenden Instrumente selbst lachen, und einsehen, daß es unsere Absicht nicht seyn konnte, durch so viele Schlösser und Wachen durchzubrechen, und die Flucht zu ergreifen; und so legte sich nach und nach dieß Ungewitter wieder.

Was uns aber am meisten schmerzte, war dieß, daß wir, als vormals so angesehene Priester, die in Portugall Apostel, und in Goa Paulisten genennet worden, nun ohne Sakramente, ohne heilige Messe, selbst ohne österliche Kommunion leben mußten. — Wir bathen um die Osterzeit fast täglich, man möchte uns die heilige Kommunion reichen lassen, das Geboth der Kirche erfüllen zu können; erhielten aber endlich die Antwort: Wir hätten unsere Schuldigkeit schon gethan, indem

wir die heilige Kommunion begehrt hätten; übrigens aber sollten wir uns dazu keine Hoffnung machen.

Wir sannen daher auf alle Mittel, in dem Kerker die heilige Messe lesen zu können: Wir durchblätterten die Bücher, um zu finden, ob es in solchen Umständen erlaubt wäre; wir durchlasen, und überlegten unsere Privilegien; wir berathschlugen die gelehrtesten Männer; alle stimmten überein, es sey erlaubt. — Nun verlangten wir von unsern Kostleuten, und Kerkerwärtern bald dieses, bald jenes, und brachten endlich die nöthigen Paramente, und eine zwar anfangs schlechte, aber mit der Zeit sehr schöne Altarszierde zusammen. Ich richtete mit meinem Goldsande das meiste aus; auch ich war der erste, der im Kerker die heilige Messe las. Das Meßgewand verfertigte ich selbst; wie auch die Alben, und dergleichen nicht nur für mich, sondern auch für andere; ich backte auch Hostien, und zwar auf dem kleinen Feuer meines Aempelchens; dazu hatte ich zwey viereckigte Eisen, deren Gebrauch Niemand errathen hätte. Die Mühe war zwar erstaunlich groß, aber durch lange Uebung brachte ich es so weit, daß ich die schönsten Hostien backte, und in dieser Arbeit ein Meister wurde.

Der Trost, wenigstens an Sonn- und Feyertagen die heilige Messe lesen zu können, war unbeschreiblich; es kostete uns aber auch

unglaublich viel; zugleich mußten wir in einer beständigen Furcht leben, entdecket zu werden; die größten Verdrießlichkeiten aber machten uns unsere eigenen Mitbrüder, deren einige aus Neid, oder übertriebenen Skrupeln immer behaupteten, es könne nicht erlaubt seyn, in so elenden unflätigen Kerkern eine so heilige Handlung zu verrichten. Sie nahmen aber nicht zu Gemüth, daß nicht nur in Portugall, sondern auch anderswo erlaubt sey, in den öffentlichen Kerkern die heilige Messe zu lesen. Und was sollte man wohl sagen von den Spitälern; (wie ich selbst zum öftern gesehen) verrichtet man nicht auch unflätige Sachen, und zwar zur Zeit selbst, wo eine so heilige Handlung verrichtet wird? — Gott aber segnete augenscheinlich unser Unternehmen, und gegen das Ende unserer Gefangenschaft durften wir die heilige Messe auch öffentlich lesen, das ist, mit Wissen und Willen des Kommendanten.

Dreyzehntes Hauptstück.

Entlassung einiger Jesuiten aus den Kerkern. Fortsetzung der Gefangenschaft an den übrigen.

Am 11 Julius 1767 wurden aus unsern Kerkern neun und dreyßig Jesuiten entlassen, und nach Italien geschickt. Unter diesen war auch der Pater Johann Henriquez, Provinzial der portugiesischen Provinz, welcher einige Jahr zuvor mit den Vätern Gabriel Malagrida, Johann Alexander, und Johann de Mattos hätte sollen öffentlich durch den Strang hingerichtet werden; allein er wurde noch mit gedachten Vätern in die Kerker der Festung Belem gesetzet; weil sich der päpstliche Nuntius für sie verwendet, und vorgestellt hat, daß das Urtheil ohne vorhergehende Einwilligung des Papstes nicht vollzogen werden könnte. Die Ursache, warum Pombal auf einmal neun und dreyßig, der nach seiner Meynung am meisten beschuldigten Jesuiten nach Italien geschickt hat, konnte man nicht einsehen. Einige sagten, er habe die Kosten vermindern, andere, er habe dem Papst Klemens dem Dreyzehnten zum Trotz noch mehr Jesuiten zur Unterhaltung auf den Hals schicken wollen.

Gedachter Pater Johann Henriquez war zwey Jahre vor seiner Entlassung mein Kerkerkamerad. Denn im Jahre 1762 ist er, und der Pater Ignatius Soarez von der Festung Belem, und die Patres der Provinz von Para von der Festung Almeida zu uns gestossen worden; weil Pombal wegen dem Kriege mit Spanien sie nicht genug versichert hielte. — Ich verpflegte den lieben alten Mann, so gut ich immer konnte, verschaffte ihm täglich eine gute Chokolade, theilte mit ihm meine wenige Speisen; weil er die seinigen nicht genießen konnte; kochte ihm überdieß auf dem Aempelchen zerschiedene Speislein; kaufte ihm ein gutes schwarzes Tuch, und machte ihm daraus mit eignen Händen ein Jesuitenkleid. — Ich schmeichelte mir nicht wenig mit den neun und dreyßig Jesuiten losgelassen zu werden, um so mehr, als unter selben auch mehrere Ausländer, und einige von meiner Mißion waren. Selbst meine zween damaligen Mitgefangenen, meine beßten Freunde, einer von Komo, der andere von Rom gebürtig, im nämlichen Kerker, waren darunter. Aber ich mußte zurück bleiben, und noch zehn volle Jahre nach meiner Erlösung seufzen.

Ich übergab zwar meinem vertrautesten Freunde, bevor er abmarschirte ein in lateinischer Sprache verfertigtes Memorial, in welchem ich der K. K. Majestät Maria Theresia seligster Gedächtniß auf das nachdrücklichste das größte

Elend

Elend vorstellte, in welchem sich noch zwölf deutsche Jesuiten in den Julianischen Kerkern befanden. Ob aber dieses eingehändiget, oder eine Wirkung gemacht habe, kann ich nicht wissen; doch ist es gewiß, daß der Wienerische Gesandte in Lissabon Adam von Lebzeltern, und der Herr Baron von Binder geheimer Sekretair des Fürsten von Kauniß uns nach unserer Befreyung versichert haben, sie hätten auf Befehl der Kaiserinn dreymal bey dem portugiesischen Hofe um unsere Erlösung angehalten; aber niemals nichts erhalten können.

Nach kurzer Zeit wurden die leeren Kerker mit ein und dreyßig andern Jesuiten, meistens alten, und kränklichten Männern, derer viele aus der goanischen Provinz waren, die bisher in dem Lustschlosse des Herzogs von Aveiro gelegen waren, wieder ersetzt. Pombal war gesinnt, diese guten Männer alle nach Italien zu schicken. Aber um diese Zeit brach das Ungewitter auch über die spanischen Jesuiten aus, die gleichfalls nach Italien geschickt wurden. — Durch Eröffnung der Briefe dieser Jesuiten ward nun in Spanien entdeckt, daß die Portugiesischen von gedachtem Schlosse Azeitam aus, mit ihrem Generale in Rom Briefe gewechselt, auch von selbem die Erlaubniß unter sich einen Obern zu erwählen, und vom Papste das Privilegium, in ihrer Hauskapelle das heiligste Sakrament beständig aufzubehalten, bekommen hätten. Dieß alles ward dem Pombal be-

 rich-

richtet; er schickte also gleich seine Minister, und ließ die guten Männer aufs genaueste durchsuchen, und bis aufs bloße Hemde ausziehen, und so fand er auch endlich, was er suchte. Die armen Jesuiten mußten einen so unschädlichen Briefwechsel mit einer fürchterlichen Gefangenschaft von zehn Jahren bey uns abbüßen. Aber viele von ihnen erlebten diese Zeit nicht; der Gräuel des Kerkers brachte sie in Melancholie, und Kleinmüthigkeit, und einer starb nach dem andern.

Ich kam den Neugekommenen, als meinen ehemaligen Vorgesetzten zu Hülfe, so gut ich konnte; ließ zwölf Unzen Goldsand in Doppien umsetzen, und theilte sie unter ihnen aus. — Auch der neue Kommendant verfuhr gelinder mit ihnen; denn er ließ sie alle in die Kerker eines besondern Ganges setzen, versperrte nur den Gang mit einem starken hölzernen Gitter, und ließ die Kerker offen; in Mitte des Ganges ward ein großer Tisch, oder sehr lange Tafel zum speisen, bethen, und arbeiten, und am Ende ein Altar zum Messelesen gesetzt.

Ein verstorbener Pater hatte ihnen etwas von Gelde zur Nothdurft des Altars hinterlassen. Dafür liessen sie sich von Lissabon einen schönen seidenen Atlas zerschiedener Farben, mit allem dem, was zu der Verfertigung der Meßkleider vonnöthen war, kommen. Mein Gespan, und ich, die die Noth, und die Uebung

bung zu Schneidermeistern gemacht hatte, verfertigten daraus Meßkleider, und selbst die weltlichen Leute verwunderten sich über unsere Arbeit. — Ich verlegte mich auch darauf, aus sogenannten Papieratlaß, und andern zusammen gesammelten seidenen Fleckchen Blumen zu machen, und brachte nach und nach an die hundert Büschel zusammen, die theils auf unseren, theils auch auf den Altären außer der Festung gelegener Kirchen aufgestellt worden. Ja sogar manches Frauenzimmer von der Festung ließ von mir solche Blumen zur Kopfzierde begehren; ich schlug es aber ab, weil ich mit meiner Kunst der Ueppigkeit nicht dienen wollte. — Mit dergleichen Arbeiten verkürzten wir uns die Zeit, da wir sonst vor langer Weile hätten sterben müssen. — Wir machten unsern Brüdern neue Hemder, und andere Kleider, und besserten ihnen die alten aus. Aus dem, was wir nicht mehr tragen konnten, machten wir unterschiedliche Kleidungsstücke für die armen Kinder der Festung, und auf solche Weise kam uns eine jede Stunde kurz vor. — Unser Kommendant, den wir in den letzten zehn Jahren erhalten haben, sah dieß zimlich ungerne; weil er fürchtete, es möchte dadurch seinem Geize etwas entgehn. — Dieser Mann war ehedem ein gemeiner Bedienter, und zugleich Bartscheerer im Hause Carvalho, heyrathete sodann eine Magd vom nämlichen Hause, und nachdem er einige Zeit in Para, und Mgregnam königliche Dienste vertreten, und den Bruder

des

des Pombals als dortigen Gouverneur bedient hatte, wurden beyde nach Portugall zurück berufen, und er zum Festungskommendanten gemacht.

Im Anfange seines Amtes verfuhr er sehr mild, und gütig mit uns; er ließ in jeder Thüre ein viereckigtes Loch öffnen, damit wir mehr Luft im Kerker hätten; er gab auch bisweilen, wenn er guten Humors war, Befehl, den ganzen Nachmittag die Thüren offen zu lassen, daß wir zusammen gehn konnten. Aber sein Sold war sehr klein, wie er selbst bekennte; und doch wollte er mit seiner Frau, und zweenen erwachsenen Söhnen prächtig leben, und hielt die schönsten Wagen und Maulthiere; (denn in Portugall fährt der König selbst mit Maulthieren) er mußte also ganz natürlich seine Finanzen auf andere Wege verbessern, und fieng uns sehr zu drücken an, besonders nach dem Jahre 1773, nachdem Klemens der Vierzehnte die Gesellschaft Jesu aufgehoben hatte. Unter andern entzog er uns täglich ein Seitel Wein; weil der Wein, wie er sagte, kein nothwendiges Lebensmittel wäre; und wo war er wohl nothwendiger, als uns so lange schon in den erstaunlich feuchten Kerkern sitzenden schwachen Leuten?

Die übrigen Jesuiten trieben ebenfalls verschiedene Handarbeiten. Es war traurig, eisgraue Männer zu sehn, wie sie da saßen mit

den

den Brillen auf der Nase, um ihre zerrissenen, halb verfaulten Kleider auszuflicken. Einige zupften Wolle, Matratzen zu machen, oder auszubessern; andere spannen Baumwolle, Strümpfe, Schlafhauben, und Handschuhe zu stricken. Wir hatten auch einen Spängler, der zerschiedene blecherne Geschirre machte, und die alten wieder ausbesserte: Man machte den besten Toback, Chokolade, und mit Hülfe einer kleinen Torkel aus zusammen gekauften Trauben einen guten Wein, den man nur allein zur heiligen Messe brauchte. Einige verlegten sich darauf, fremde Sprachen zu lernen, und jeder hatte seine Beschäfftigung.

Doch kleckte bey manchem dieß alles nicht, sich von der Melancholie zu erwehren; und zu Ende der Gefangenschaft waren einige nicht wenig im Kopfe verrückt; diesem ungeachtet meynten sie doch, die gescheidesten Männer zu seyn. Drey aber hatten wir erklärte Narren. Der erste war ein Layenbruder, von Geburt ein Engländer, und seiner Profeßion ein Steinmetz. Er bildete sich ein, ein Bruder des Königs in England zu seyn, und Weib und Kinder zu haben. Er war übrigens ruhig, und gab uns nicht viel zu schaffen. Beynebens hatte er eine sonderbare Geschicklichkeit, die Thüre seines Kerkers zu öffnen. Er machte erstlich die zwey Schlösser sammt dem Riegel so künstlich auf, und zu, daß man nichts hörte, oder verspürte; da es aber doch entdeckt wurde,

ver-

versicherte man die Schlösser besser, und er erfand eine andere Art: denn er nahm ein Brett aus seiner Thüre gar künstlich heraus, gieng aus und ein, wann er wollte, und setzte das Brett wieder ein, ohne daß es jemand merkte. Man war also gezwungen, die Thüre mit andern Brettern inwendig zu füttern.

Der zweyte war ein Priester, unweit von Verona gebürtig. Er nennte sich Pietro Mario, und glaubte, von den alten römischen Mariis abzustammen; er wollte auch Papst seyn, und nennte sich Felix den Dritten. Dieser war zu Zeiten sehr tobend, lärmte Tag und Nacht, und machte uns viele Mühe. — Wenn er in seinem Unsinne war, band man ihn auf seiner Pritsche gleich dem heiligen Andreas ausgestreckt an. Es wurden andere Patres aus ihren Kerkern heraus genommen, und zu ihm eingesperrt, um ihm beyzustehn. Es traf auch meinen Gespan, und mich; er machte sich von den Stricken los, stand auf, warf alle Kleider von sich, stand da, wie ein Herkules, und drohte übel mit uns zu verfahren. Wir befanden uns in Todesängsten, bis endlich durch vieles Klopfen an der Thüre die Leute herunter kamen, und den Tobenden wieder fest machten. — Er wußte sich auch ganz todt zu stellen, so daß ihm das erstemal die letzte Oelung gegeben wurde; der Chirurgus verordnete, um ihn zum Leben zu bringen, man sollte seine Füße in ein siedheißes Wasser tunken. Das

erste-

erstemal hielt er es aus; ich kam auch zu dieser Komödie, und sagte bey der Thürschwelle ohne hinein zu gehn, man sollte den guten Menschen nicht so lange quälen; weil ihm nichts fehle, als die gute Vernunft; in der That, wie man das zweytemal die Füße eintunkte, kam er wieder zum Leben, und fieng an zu singen. Man brauchte aber hernach zwey Monate seine verbrennten Füße zu kuriren. Er sagte hernach selbst: „Der Pater Thoman hat es gleich errathen.„ Denn er kannte mich aus der Stimme.

Der dritte war Pater Ignaz Soarez, der aber keine Unruhe verursachte. Seine hauptsächlichste Narrheit war, daß er immer behauptete, der König Joseph der Erste sey schon längstens gestorben, nur ein phantastischer Leib regiere statt seiner; und so würden die Leute alle betrogen. Dieser Pater saß vorhero in der Festung Belem mit dem Pater Malagrida im nämlichen Kerker.

Vierzehntes Hauptstück.

Schicksal des Pater Malagrida.

Ich kann hier nicht unterlassen von den Schicksalen des so berühmten Pater Gabriel Malagrida eine kurze Erzählung einzurücken. Er war von Como gebürtig, einer Stadt

der

der österreichischen Lombardie, und von adelicher Familie. Als Jesuit verlangte er gleich nach vollendeten Studien in die amerikanischen Missionen geschicket zu werden. Er kam also nach Lissabon, und von da in die Mißionen von Para, und Maragnam; ward anfangs angestellt, die Rhetorik, und sodann die Theologie zu lehren, und erwarb sich dabey großen Ruhm, und Hochschätzung. Er war aber nicht in dieser Absicht nach Amerika gekommen, und erhielt endlich die Erlaubniß in die Wüsteneyen zu gehn, Wilde aufzusuchen, und aus ihnen Menschen, und Christen zu bilden. In einem schlechten Kleide, mit einem Sacke voll Mehl, und Fisolen, als seiner Nahrung auf dem Rücken, durchstrich er Berg, und Thal, und sammelte außerordentliche Früchte seines apostolischen Eifers. Er stiftete in dieser Mission nicht nur ein Kloster, besonders eines für lüderliche Weibsbilder, die ein bußfertiges Leben anfangen wollten; er schrieb ihnen selbst die Regeln einer vollkommenen Lebensart vor, und verschaffte ihnen durch fromme Beyträge vieler Gutthäter, Wohnung, und Unterhalt. Die Portugiesen erzählen auch mehrere von ihm gewirkte Wunderwerke. Wenigstens wurde der Ruf von seiner Frömmigkeit, und seinem Religionseifer so allgemein ausgebreitet, daß die verwittwete Königinn von Portugall Maria Anna von Oesterreich ihn im Jahre 1755 von Maragnam nach Portugall rufen ließ, damit er ihr in ihrem Todbette beystünde. Die Portugie-

tugiesen nannten diese Königinn noch bey ihren Lebzeiten die heilige Königinn, wie ich selbst gehört habe. Sie erkrankte dieß nämliche Jahr noch tödtlich; Pater Malagrida kam, sah ihre hoffnungsleeren Umstände, und sagte ihr ganz freymüthig: „Es wäre kein menschliches Mittel zur Genesung mehr übrig: sie sollte sich also zur Ewigkeit bereiten, ihre Sünden bereuen, und sich dem göttlichen Willen ergeben.„ Der König, der zugegen war, und dieß hörte, auch dem Pater schon damals nicht sehr günstig war, nahm es sehr übel auf. „Wie? sagte er, war meine Mutter vielleicht ein boshaftes Weib?„ er verboth ihm alsogleich den Hof ferners zu betreten, und schickte ihn nach Setubal, einer von Lissabon weit entlegenen Stadt. Die Königinn starb im Rufe der Heiligkeit den 15 August 1755.

Nach dem Tode dieser großen Königinn fieng das Königreich Portugall an mit unterschiedlichen erschrecklichen Drangsalen, und grossen Unglücksfällen überfallen zu werden. Denn im Jahre 1755 am ersten November um neun gegen zehn Uhr Vormittags wurde die große, schöne, und volkreicheste Stadt Lissabon, und die umliegenden Oerter von einem fürchterlichen, und fast unerhörten Erdbeben überrumpelt. Alle vier Elemente stritten zu gleicher Zeit; der größte Theil dieser berühmten Stadt fiel zu Boden. Das tobende Meerwasser überschritt seine Schranken, und überschwemmte alles.

Der stärkeste Sturmwind sauste und brauste also, daß die schon entstandene Feuersbrunst weit und breit alles auffraß, und verheerte. Alles mußte man verlassen, um das armselige Leben zu retten. Die größten, und vornehmsten Frauenzimmer sah man ganz verwirret in blossen Hemdern herumirren. Die Klöster beydes Geschlechtes wurden verlassen, und ausgeraumet; und die guten Religiosen, und Nonnen waren gezwungen in den Baumgärten, und freyen Feldern ihre Zelte, oder sogenannten Barackas aufzuschlagen. Man will behaupten, daß dreyßigtausend Menschen das Leben eingebüßt haben. Und wer sollte wohl glauben, daß auch während dieser so erstaunlichen ausgestreckten göttlichen Strafruthe so unglaubliche, ja fast unmenschliche Raubereyen, Mordthaten, und unverschämte Schandthaten in der Menge sind ausgeübet worden? Und doch war man genöthiget, diese so unmenschlichen Herzen zu bezwingen, auf allen Ecken Galgen aufzurichten, und die angetroffenen überzeugten Missethäter unverzüglich aufzuknüpfen, um den andern doch einige Furcht einzujagen.

Pater Malagrida wollte diesen schrecklichen Zufall zur Bekehrung der Sünder benutzen, und hielt eine eifrige Predigt: Daß Gott alle Elemente wider Lissabon, und das portugiesische Reich nur seiner Sünden wegen bewaffnet habe, um es doch einmal auf den Weg der Buße zu bringen. Aber diese so gut gemeynte

Pre-

Predigt misfiel sehr vielen, und die ihm schon zuvor misgünstig waren, wurden nun noch mehr wider ihn erbittert.

Im Jahre 1758 ward ausgestreut, die Marquise von Tavora habe den Pater Malagrida zu ihrem Beichtvater gewählt, und dann unter dem Vorwande mit ihrer ganzen Familie unter seiner Anleitung die Exercitien des heiligen Ignatius zu machen, geheime Zusammenkünfte gehalten. Da sey eine Verschwörung, den König zu ermorden, gemacht worden; Pater Malagrida hätte über das nebst andern Jesuiten gelehrt, es sey ohne die mindeste Sünde erlaubt, einen übel regierenden König umzubringen. Der Herzog von Aveiro habe mit den Jesuiten ein geheimes Verständniß gehabt, derselben Lehre angenommen, und sich zum Rädelsführer der Verschwörung aufgeworfen; da doch gewiß ist, daß der gedachte Herzog den Jesuiten niemals geneigt gewesen. Endlich sey wirklich der Versuch dieses gottlosen Projektes gewaget worden. Zu Anfange des Septembers 1758 habe der Herzog, begleitet von den dreyen Tavora, dem Vater, und zweenen erwachsenen Söhnen, dem Grafen von Atoguia, zweenen Bedienten des Herzogs, und einigen Jesuiten, dem Könige nächtlicher Weile, wie er eben mit seinem Buhler Franz Teixeira von seiner Maitresse zurück fahren wollte, aufgepaßt, auf den königlichen Wagen geschossen, und den guten König an der Schulter, und am Arme schwerlich verwundet.

Daß dieß nichts als Verläumdungen waren, weiß man dermalen schon lange; doch wäre, um jedermann vollends zu überzeugen sehr zu wünschen, daß die dermalige Königinn den vom Pombal über jene Unglücklichen geführten Prozeß der Welt bekannt machen möchte. Ich habe das Urtheil, und die schreckliche Vollziehung desselben schon oben erzählt. Ich muß hier nur noch hinzusetzen, was man im Jahre 1783 fast in allen öffentlichen Blättern gelesen hat, nämlich: Daß gedachtes Jahr der zweyte Kammerdiener des unglücklichen Herzogs, Polykarpus mit Namen, der auch mit beym versuchten Königsmord gewesen seyn sollte, sich aber noch durch die Flucht gerettet hat, im Spitale zu Seviglia in Spanien gestorben sey. Vor seinem Tode rief er Gott zum Zeugen an, und betheurte vor seinem Beichtvater, und andern hochansehnlichen Anwesenden, daß er dieser, von Pombal in allen vier Welttheilen mit größten Unkosten vergebens aufgesuchte Polykarpus sey; daß sowohl er, als der Herzog sein Herr, und alle übrige Beschuldigte gänzlich unschuldig gewesen, und nur aus Falschheit, und Rachgierde eines so ungeheuren Verbrechens angeklagt worden seyn.

Hier ist zu bemerken, daß der Palast des Herzogs von Aveiro in Lissabon der Erde gleich gemacht, und der Platz desselben mit Salze bestreut worden, damit nie ein grüner Zweig darauf wachsen sollte. Die Herzoginn, die eben

gesegneten Leibs war, ward in ein Nonnenkloster gesperrt, und ihr kleiner Prinz von fünf Jahren in einen Kerker in Gesellschaft anderer hochansehnlichen adelichen Personen geworfen, in welchem er bey zwanzig Jahre zubringen mußte.

Dem Pater Malagrida nebst dreyen andern Jesuiten war auch schon der Tod zuerkannt; aber der päpstliche Nuntius verhinderte noch die Vollziehung des Urtheils, wie wir oben gehört haben, und die andern drey Jesuiten wurden jeder in einem andern Kerker aufbewahret. — Carvalho, der dießmal dem Pater Malagrida nicht zukommen konnte, dachte nun auf einen andern Vorwand, ihn aus dem Wege zu räumen; und der war die Ketzerey. Man erlaubte ihm, und seinem Gespane Ignatius Soarez, der ein Narr war, und sonst keinem einzigen Staatsgefangenen Dinte, Feder, und Papier, und dann fand man einige Aufsätze, welche ketzerische, und ärgerliche Sätze enthielten. Ob diese Schriften der Pater Malagrida selbst, ein Mann von zwey und siebenzig Jahren, dem die ausgestandenen Torturen, und große Beschwerlichkeiten des Kerkers den Verstand geschwächt haben mußten, oder vielleicht nur sein närrischer Gespan Soarez, oder gar ein anderer Bösewicht aufgesetzt habe, weiß ich nicht. Letzteres kann auch gar wohl seyn. Denn man muß sich die Inquisition nicht, wie ein anderes Gericht vorstellen; so viel ist gewiß, daß Pater Mala-

grida immer für einen gelehrten, und heiligmäßigen Mann von jedermann angesehn wurde, auch selbst von den Jesuiten, die ihre Leute gewiß gut kannten, und auf jeden Schritt, so zu sagen, beobachteten, und sich selten betrogen hatten; und daß ihm in vierzig Jahren, die er in der portugiesischen Monarchie mit seinem apostolischen Eifer zugebracht, sonst nie der Vorwurf einer Ketzerey, oder Irrlehre gemacht worden.

Auch das ist sicher, daß der Minister mit dem Inquisitionsgerichte nach Belieben spielen konnte. Der vorige Generalinquisitor, und seine Assessorn hatten den Pater Malagrida zum öftern verhöret, und keinen Grund gefunden, über ihn ein Todesurtheil zu fällen. Der paßionirte Minister brachte es aber dahin, daß der Generalinquisitor, ob er schon ein Seitenbruder des Königs war, mit seinem andern Bruder, der, wenn ich nicht irre, Bischof zu Braga war, nach Bussaco, einer weit von Lissabon entlegenen Einöde, zu den dasigen büßenden Karmeliten, als Staatsgefangener ins Elend verwiesen, und die Assessorn abgesetzt wurden. — Einer aus ihnen war ein alter baufälliger, gelehrter Dominikaner; dieser ward gezwungen ein Bißthum in Angola unweit von dem Vorgebirge der guten Hoffnung anzunehmen, und dort in seinem Elend in Bälde sein Leben zu enden. — Dafür ward Paul Carvalho der Bruder des Ministers Generalinquisitor, und erhielt lauter neue ihm anständige Assessorn.

Nach dieser Zeit dauerte der Prozeß des Pater Malagrida nicht mehr lang. Er ward den 20 September 1761 als ein Ketzer, ja sogar als ein Erzketzer, aber nicht als ein Königsmörder, mit einem Knebel im Maule, damit er sich ja nicht vertheidigen könnte, ausgeführt, lebendig verbrennt, und seine Asche in das Meer gestreuet. — Doch das Herz des so großen Mannes, wie uns zum öftern ist gesagt worden, wurde von dem Feuer verschonet; eine ansehnliche adeliche Familie, deren Name mir ausgefallen ist, hat es von dem Scharfrichter erhaschet, und hält es als einen Schatz auf. — Nach dieser kurzen, und unpartheyischen Erzählung von dem Schicksale dieses unglücklichen Mannes, die ich theils aus dem Munde seiner Mitgefangenen, theils aus der Erzählung anderer glaubwürdiger Personen, und zerschiedener Schriften geschöpfet habe, komme ich wieder auf die Geschichte meiner Gefangenschaft.

Fünfzehntes Hauptstück.

Zustand der übrigen Gefangenen. Tagordnung und Beschäfftigung in den Kerkern.

Da die in verschiedenen Kerkern sitzenden Jesuiten die ersten Jahre miteinander gar keine Gemeinschaft hatten, erfand einer meiner beßten Freunde eine neue, ganz sonderbare Sprache, wodurch wir troß aller Absönderung miteinander redeten, wenn mans doch reden heißen kann. — Durch ein Pfeiflein, oder durch einen Stein, womit wir nach gewissen Regeln stark an die Mauer klopften, drückten wir die zerschiedenen Buchstaben, und so ganze Worte, und Reden aus. Die Regeln, oder den Schlüssel zu dieser Sprache schickten wir einander heimlich durch die Buben zu, die uns das Essen, und andere Nothwendigkeiten beybringen mußten. Das bombenfeste Gewölbe, worunter dreyßig, und mehrere Kerker ausgetheilt waren, kam uns hiebey sehr gut zu statten, indem es den Widerhall sehr vergrößerte. Anfangs kostete uns zwar eine solche Unterredung sehr viele Mühe; durch die tägliche Uebung aber erhielten wir nach und nach eine ungemeine Fertigkeit, uns auszudrücken, und zu verstehn. Wir berichteten einander auf diese

Art die etwa gehörten Neuigkeiten, mehresten Theils günstige, die die Leute erfanden, uns Armselige zu trösten, als nämlich bald erlöset zu werden, und nach Italien zu kommen. Ich schrieb einmal einem zu uns gestoßenen guten Freunde folgendes Briefchen: „Beßter Freund! Sie können nicht glauben, wie oft wir nach Italien geschickt zu werden, schon eingeschiffet sind; diesem ungeachtet sitzen wir noch immer in diesen unterirdischen Kabineten ganz ruhig.„ — Das Befinden der kranken Mitbrüder, ihren Todfall, und dergleichen. Lange Zeit blieb diese Sprache den Kerkermeistern verborgen; endlich entdeckte sie einer aus uns aus Unbesonnenheit; sie machten sich aber wenig daraus. — Zu den Kranken kam nie ein Arzneydoktor, sondern blos ein unerfahrner Wundarzt, der fast alles mit Wasser kuriren wollte. Er verordnete Fußbäder, Thee, laues Wasser, mit etwas Zucker, Klistiere von purem Wasser, und so weiter. Wider die Engbrüstigkeit, an der wegen der allzu großen Feuchtigkeit, und Abgang einer reinern Luft sehr viele aus uns zu leiden hatten, sagte er, wäre kein Mittel, und ich mußte daran vierzehn Jahre leiden; bis ich endlich selbst etwas ausdachte, meinen so angstvollen Zustand zu erleichtern. Ich behalf mich also mit dem Gebrauche des süßen Holzes, und trank fast das ganze Jahr hindurch kein kaltes Wasser, sondern laulichtes, und auch dieses mußte mit süßen Holz temperirt seyn; den sogenannten Bärenzucker mußte ich beständig bey

Handen haben; zweymal des Tags nämlich in aller Frühe, und auf den Abend schmauchte ich Toback von Brasilien; enthielt mich, so viel immer möglich, von den gesalzenen Speisen, und vom Baumöle; und endlich nahm ich zweymal im Jahre ein Laxiermittel, und ließ mir zu Zeiten eine Ader öffnen; mit diesem aber mußte man sehr behutsam seyn, wegen dem großen Abgange der Leibeskräfte; besonders da die Portugiesen im Gebrauche haben, öfters die geöffnete Ader zweymal im Tage zu sprengen, und dieß geschieht etliche Tage nach einander, und wenn die Hitze des Fiebers, und der Zustand der Krankheit es erfordert, eröffnen sie die Aerme und Füße zu gleicher Zeit; freylich lassen sie auf einmal nicht mehr als beyläufig vier Unzen Bluts heraus laufen.

Die Windwassersucht wollte er mit dem Urin einer schwarzen Kuhe vertreiben. — Einem armen Pater, der einen Leibschaden hatte, schob er die Därme mit dem Degengefäße zurück, und beförderte ihn solchergestalt in wenig Tagen in die Ewigkeit. — Eine Aderläße, oder ein Laxiermittel ward nur gar selten verordnet; dem ungeachtet wurde dieser Mann sehr gut belohnt, und endlich zum Regimentsfeldscheerer promoviret. Nach unserer Befreyung besuchten wir ihn einigemal, und er versicherte uns, er hätte uns auf Befehl des Kommendanten nach gedachter Art kuriren müssen; weil selber keine etwas theurere Kur erlaubte.

Ehe

Ehe man einen Kranken mit den heiligen Sakramenten versehn ließ, mußte der Chirurgus betheuren, daß keine Hoffnung zu seiner Genesung mehr übrig sey. — Unter andern sollte der Pater Anton de Torres versehn werden. Es ward daher in seinem Kerker ein Altar errichtet, worauf der Festungspfarrer Messe las. Zuvor aber wurden die zween mitgefangenen Patres in einen andern Kerker gelegt, damit sie ja nicht einmal die Messe hören, oder die heilige Kommunion empfangen könnten. — Wenn der Pfarrer das heilige Abendmahl in die Kerker brachte, mußte er es unter seinem Mantel ohne Licht, und ohne Begleitung tragen. Er stellte zwar die Unanständigkeit dieser Sache dem Kardinalerzbischofe vor; aber erhielt von selbigem folgende Antwort: „In diesen Zeiten bin ich kein Kirchenhirt; thun sie gleichwohl, was sie für gut erachten.„ So sehr fürchtete dieser Prälat, dem Minister vor dem Kopf zu stoßen. — Ein einzigesmal hat es sich ereignet, (aus welcher Ursache ist mir unbekannt) daß das höchste Gut auf Befehl des Kommendanten mit brennenden Kerzen, und unter Begleitung vieler Officiere und Soldaten, zu einem sterbenden Jesuiten gebracht wurde. Dieser voll der Freude, und des Trostes, hielt zu seinem liebsten Heilande, bevor er ihn empfieng, eine so rührende Anrede, daß viele der Anwesenden in Thränen ausgebrochen sind. Ursache vielleicht, warum dieses das erste= und leztemal geschehen ist.

Wenn ein Jesuit gestorben war, legte man ihm sein Galeotenkleid an, und ließ ihn bis in die Nacht da liegen. Dann kamen acht von den Buben, die uns in den Kerkern bedienten; legten den Körper in eine offene Truhe, die für alle verstorbene Jesuiten dienen mußte (in Portugall pflegt man die Verstorbenen nicht in einer geschlossenen Todtentruhe, sondern in ihren Kleidern in das Grab zu legen). Dann schleppten sie ihn hinauf in die Kirche ohne Priester, ohne Kreuz, und ohne Licht. In der Kirche verrichtete der Pfarrer bey verschlossenen Thüren die gewöhnlichen Gebethe; dann warf man den Todten in eine Grube, und bedeckte ihn mit Erde, die man so lang hinein stampfte, bis sie dem übrigen Boden gleich war. — Es ist zu wissen, daß in Portugall jedermann, er mag geistlich, oder weltlich, reich oder arm seyn, in der Kirche begraben wird. Auf diese Art wurden während meiner Gefangenschaft sieben und dreyßig in diesen Kerkern verstorbene Jesuiten begraben. Immer noch eine kleine Zahl, wenn man auf die vielen Beschwerlichkeiten, und große Drangsalen sieht, die wir daselbst auszustehn hatten.

Aber vielleicht erhielt eben diese armselige, schlechte Verpflegung unser Leben. Unsere geschwächte Mägen wären bey Abgang der frischen Luft, und aller Bewegung gewiß nicht im Stande gewesen, viele, und delikate Speisen zu verdauen. Daher sagte mein beßter Freund, und

Kerkerkamerad: „Der Pombal hat weit gefehlt, da er uns doch aus dem Wege räumen wollte, uns nicht täglich recht herrlich traktiren zu lassen;„ denn auf solche Art wären wir in kurzer Zeit gestorben, und würden ihm die grossen Unkosten, die er mit uns so viele Jahre hat bestreiten müssen, ersparet worden seyn.

Zudem habe ich schon oben gemeldet, daß wir, nachdem der Bruder des Ministers gestorben war, etwas besser gehalten worden, und durch die in den Thüren gemachten Oeffnungen, und durch die zum öftern ganz offen gelassenen Thüren, eine etwas frischere Luft genossen haben, da wir in dem unterirdischen Gange herumgehn, und einander besuchen, und trösten konnten. — Doch blieb das uns gereichte Essen, und Trinken recht sparsam, und immer elend zubereitet. — Wir mußten uns nur mit unserm wenigen eigenen Gelde behelfen, und dann und wann uns ein Speislein auf dem Aempelchen kochen. Das, was wir nicht essen konnten, oder übrig ließen, schickten wir den Armen der Festung. — Mein Gespan, und ich hatten eine Soldatenfrau, deren Mann zu Kriegszeiten nach Amerika geschickt worden. Dieser schickten wir unsere übergebliebenen Speisen, manchmal etwas weniges am Gelde, und von uns selbst gemachte Kleidung für ihre Kinder.

Es wächst in Portugall der beste Wein, besonders in der Gegend der Festung des heiligen

gen Julians; wir erquickten uns im Anfange mit selben nicht wenig. Nach der Hand aber gieng es uns mit dem Wein, wie mit den Speisen. Man schickte uns vielmehr Eßig, als Wein. Wir machten dem Kommendanten hierüber so lange Vorstellungen, und gaben ihm selben zu verkosten, bis er endlich ermüdet, uns den Rath gab, wir sollten uns von unsern Kostleuten statt des Weins das Betreffende in Geld geben lassen; und so geschah es auch. Dieß war für uns ein großer Gewinn. Wir konnten durch dieß Geld uns andere Sachen, als Kaffee, Chokolade, Zucker und dergleichen anschaffen. Viele ließen sich auch für das Nachtessen einen Groschen geben, um dadurch sich mit andern Nothwendigkeiten versehen zu können. — Ich bin zum öftern gefragt worden, ob mir eine sechzenjährige Gefangenschaft nicht, wie eine Ewigkeit vorgekommen sey; und habe allzeit mit Nein geantwortet. Im Gegentheil muß ich sagen, daß wir oft über den zu schnellen Lauf der Zeit geklagt haben. Denn nachdem wir einmal gesehn, daß wir zu Erlangung der Freyheit wenig, oder gar keine Hoffnung hatten, ergaben wir uns in den göttlichen Willen. Diese Ergebung, die Gewohnheit, unsere Tagordnung, und die Handarbeiten, an denen es uns niemals fehlte, machten uns das Elend unsers Schicksals vergessen. — Ich fühlte besonders nur meine Engbrüstigkeit, die mich vierzehn Jahre gequälet hat, so zwar, das sie mir oft den kalten Schweiß austrieb. Manchmal

konnte

konnte ich kein Wort reden, und war aus Abgang des Athems nicht im Stande, ein Ave Maria zu bethen. Die letztern zween Jahre ward ich aber durch den obangeregten Hülfsmitteln fast gar auch von dieser Quaal befreyet.

Die Tagordnung, die mein Gespan und ich uns vorgeschrieben, und zehn Jahre hindurch pünktlich gehalten haben, war folgende. Um fünf Uhr frühe verließen wir unser armes Bett, das aus einem Strohsacke, der wie eine Matratz gemacht, und folglich wie ein Brett war, aus Leintüchern, und einer groben Decke bestand, und auf einen Schragen lag: Ich schmauchte alsogleich wegen meiner verschleimten Brust eine Pfeife brasilianischen Toback, und setzte auf das Aempelchen ein Wasser, den Kaffee zu machen; bis dieß gesotten war, verrichteten wir das Morgengebeth, und betheten das Brevier; tranken dann den Kaffee, und hielten darauf eine Betrachtungsstunde. Nach dieser nahm jeder seine Handarbeit vor. — Es war meistens Schneiderarbeit. Wir machten Hemder, Leilache, und Beinkleider, das ist, sowohl Unter= als Oberhosen, Strümpfe, und dergleichen. Die Strümpfe vom Haustuche, und die Unterhosen waren in den Kerkern besonders vonnöthen, um von dem vielen Ungeziefer eine Ruhe zu haben. Wenn ich keine solche Arbeit hatte, war meine Freude, Blumen zu machen, wie ich schon oben gesagt habe; mein Freund aber trennte alte, unbrauch=

bare

bare Zwirnstrümpfe auf, und kleckelte viele hundert Ellen Schnüre daraus. Die Kleckeln waren würdig anzusehen; denn sie bestanden aus Ziegelstücken von alten Lumpen umwickelt. Die Schnüre dann vertheilte er unter den bedürftigen Mitgefangenen. Dieß dauerte bis zehn Uhr; dann folgten zerschiedene Andachtsübungen bis gegen eilf Uhr, um welche Stunde uns das Mittagessen grbracht wurde. Nach selbem besuchten wir unsere übrigen Mitbrüder, wenn uns etwa manchmal aus Gnade die Thüre offen gelassen wurde; wo nicht, so redeten wir zween miteinander, oder fragten, und antworteten den übrigen mit Hülfe unsers Pfeifleins, und begaben uns dann zur Ruhe bis zwey Uhr; darauf bethete man wieder Brevier, und arbeitete, bis die Zeit kam, in der man für den folgenden Tag die Metten bethen darf; nach dem Brevier lasen wir ein geistliches Buch, und ein paar Kapitel aus der heiligen Schrift, und arbeiteten wieder bis halb acht Uhr; betheten bis zum Nachtessen, das um acht Uhr gebracht wurde; unter demselben säuberten uns die zu unserer Bedienung bestellten Buben den Kerker. Nach dem Essen ward die Thüre geschlossen, und beßtens verriegelt; wir schwäßten einige Zeit miteinander, oder pfiffen den übrigen; erforschten dann unser Gewissen, und legten uns zur Ruhe.

Ich habe zum öftern den Kerker gewechselt, in der Absicht, meiner angstvollen Engbrüstigkeit

los zu werden, oder aufs mindeste mir eine Linderung zu verschaffen, welches mich bey den Kerkermeistern vieles Geld gekostet hat. — In dem letzten Kerker, den ich zehn Jahre bewohnet habe, hatte ein Jesuit in der Mauer ein Loch ausgegraben, das die Kommunikation mit dem nächsten Kerker öffnete; dieß konnten wir öffnen, und nach Belieben künstlich wieder schließen, und leistete uns große Dienste. Es ward mit einem aufgehängten Täfelchen verborgen, und niemals entdeckt; und wer hätte wohl argwohnen können, daß man in einer Mauer, die mehr als eine halbe Klafter in der Dicke hatte, ein Loch sollte machen können? ferners war auch ein zimlich großes Loch an der Thürschwelle, wodurch wir vieles aus- und einbringen konnten. Wir richteten unsere Katzen ab, daß sie mit einem angehängten Brieschen von einem Kerker zum andern giengen. Diese Thiere waren uns über das sehr nothwendig, daß uns die Mäuse nicht alles zernagen, auffressen, und uns immer beunruhigen konnten, wie es den Jesuiten, die zuvor in der Festung Almeida gefangen saßen, ergangen ist. Es kamen, wie sie uns erzählten, diese überlästigen, und gefräßigen Thiere auch zur Essenszeit, und alles, was ihnen vom Tische entfiel, schnappten sie alsogleich fort. Die uns bedienenden Buben waren auch auf unserer Seite. Sie übernahmen uns verschiedene Kommißionen, als etwas zu kaufen, ein Brieschen zu übertragen, und dergleichen. Sie wurden zwar manchmal

durchsuchet. Aber das schadete uns nichts; denn wir schrieben unsere Briefe mit Ziffern, versetzten Buchstaben, oder schrieben griechisch. Es ist wahr, diese Buben, wenn sie oft uns etwas kaufen sollten, haben uns zum öftern bestohlen, und betrogen; doch mußte man dazu schweigen, und durch die Finger sehen. — Wir bekamen auch ganz heimlich, obwohl mit großer Mühe, und Unkosten den spanischen Merkur, eine Zeitung, die monatlich einmal in der Größe eines Direktoriums ausgetheilet wird.

Diese Sache gab uns unterirdischen Gefangenen großes Licht von allen in der ganzen Welt vorgegangenen Neuigkeiten. Freylich kränkte, und betrübte es uns nicht wenig, da wir fast monatlich im selben nichts, als große Unglücksfälle, so die bedrangte Gesellschaft Jesu aller Orten auszustehn hatte, haben vernehmen müssen, besonders da wir hörten, daß man wirklich mit ganzer Gewalt bey dem päpstlichen Stuhle arbeite, sie gänzlich aufzuheben, und auszurotten. — Und so suchten wir uns auf verschiedene Art zu zerstreuen, so gut wir konnten. Aber alles, was uns von außen zukam, mußten wir um den allerhöchsten Preis kaufen. Für eine elende halbstündige Sanduhr, die man in Deutschland um einen Groschen kaufen würde, mußte ich zwölf oder dreyzehn Groschen zahlen. Doch mußte man schweigen, zahlen, was gefordert wurde, und es für eine Gnade ansehn; weil uns alles nur in Geheim gebracht wurde.

Am

Am 9 September 1773 (doppeltes für mich jederzeit sehr merkwürdiges Namen Mariäfest; das erste wegen meiner Gefangennehmung in Afrika, die Anno 1759 den 9 September geschehen ist, und das zweyte, wie folget) kam der Kommendant unserer Festung mit einem Auditor, und einem Schreiber zu uns herab. — Alle Kerker wurden geöffnet, und alle Jesuiten in einen großen Gang zusammen berufen. Da gab nun der Auditor als königlicher Kommissair dem Schreiber das Breve Klemens des Vierzehnten, womit dieser Papst die Gesellschaft Jesu aufgehoben hat. — Der Schreiber las uns sowohl diesen für uns so schrecklichen Machtspruch des Vatikans, als auch eine Erklärung des Königs vor, durch welche uns bedeutet wurde, daß wir ungeachtet der gänzlichen Aufhebung unsers Ordens noch ferners in den Kerkern zu verbleiben hätten.

Nach diesem auf uns ergangenen Donnerkeile ward allen das alte, und schon zerrissene Jesuitenkleid ausgezogen, und jeder halb gekleidet in den Kerker zurück geschickt. — In der Hauptstadt Lissabon, in unserer Festung, und anderswo, wurde dieses dem Vorgeben nach glücklichen Ereignisses wegen, ein feyerliches Te Deum abgesungen, und zu Nachtszeit alle Häuser beleuchtet; indessen wir Arme in unsern Gruben weinten, und jammerten. Wir waren lange Zeit so untröstlich, daß uns weder Essen noch Trinken schmeckte, und selbst der

nothwendige Schlaf entgieng. — Es kam zwar der Kommendant uns zu trösten; wie er aber die guten, untröstlichen Männer seufzen, und weinen sah, stampfte er voll Zornes mit den Füßen, und sagte: Der König wolle durchaus nicht, daß man wegen der Vertilgung der Gesellschaft Jesu weinen sollte; keiner sollte also ferners einen Seufzer hören, oder mit nassen Augen sich blicken lassen. In der That, ein außerordentlicher Befehl! als wenn man es dem Kinde verbiethen könnte, um seine verlohrne liebreiche Mutter zu weinen.

Nach und nach wurden wir, wie die Galeoten, mit zerschiedenen Farben, einer nicht, wie der andere, gekleidet. Wenn wir nach dieser Zeit alle miteinander öffentlich erschienen wären, hätten wir gewiß die schönste Faschingsmaskerade vorgestellt. Wir bathen um schwarze Kleider; allein man sagte uns, dieß wäre eine bloße Jesuitenschwärmerey, oder Fanatismus, und ließ es beym Alten, als wenn wir nicht Priester geblieben wären, wie zuvor.

Nach aufgehobener Gesellschaft Jesu verfuhr man weit härter mit uns, als zuvor. Man beschimpfte uns, wo man konnte. Der Kommendant machte den größten Schnitt; er entzog sogar jedem täglich zween Groschen von dem Gelde, so vom Hofe zu unserm Unterhalte ausgestellt war. — Er wies hierüber einen königlichen Befehl vor, der aber nach der Versi-

cherung

cherung des Platzmajors unsers Kerkermeisters (dessen Bruder er zur falschen Schrift brauchen wollte; der sich aber als ein gewissenhafter Mann dazu nicht gebrauchen ließ) nur erdichtet war. — Mit diesem nicht zufrieden, entzog er uns auch, wie schon oben gemeldet worden, täglich ein Seitel Wein, unter dem Vorwande, daß der Wein für uns etwas Ueberflüßiges wäre, obwohl dieser uns höchst nothwendig gewesen, die große, und fast beständige Feuchtigkeit bestreiten zu können, und uns sehr entkräfteten durch eine nunmehr schon fünfzehnjährige Gefangenschaft eine Kraft zu verschaffen. — So nahe wir auch bey Lissabon waren, konnten wir doch zu Niemanden den Rekurs nehmen; weil wir mit Niemanden reden, noch minder einen Brief schreiben durften. Ja, darinn bestand die größte Sorgfalt der zween Kommendanten, die wir während der Gefangenschaft in der Festung gehabt haben, allen Rekurs möglichst zu verhindern; damit sie sich ja nach Belieben bereichern könnten. Ich bin der sichern Meynung, daß, wenn der Kommendant, obwohl er im Pombalischen Hause alles galt, dießfalls wäre entdeckt worden, so hätte es ihm die Haut gekostet, wenigst hätte er auch in einem Kerker schmachten müssen. Der Platzmajor schwieg auch, weil er sich mit dem Kommendanten nicht entzweyen wollte; und so blieb alles verborgen.

Wenn wir manchmal unsere Noth dem Kommendanten selbst nachdrücklicher vorstellten, entbrann er im Zorne, erwiederte uns nichts, als Schande und Spott; warf uns seine Gnaden vor, daß er manchmal die Kerkerthüren offen zu lassen befohlen, und uns Messe zu lesen, erlaubet hätte, und drohte uns inskünftig beydes zu versagen. Da nun diese zwey Stücke das beßte waren, das wir hatten, so waren wir gezwungen, uns zufrieden zu geben.

Der Mangel an der obschon lächerlichen, und schlechten Kleidung war sehr groß. Wer ein Hemde, oder etwas anders vonnöthen hatte, konnte einige Monate warten, bis er es erhielt; indem der Kommendant immer vorgab, das angeschaffte Geld sey nicht erklecklich. Eines Theils sagte er die Wahrheit; denn seine Frau, und seinen ungerathensten Sohn zu erhalten, war freylich nichts erklecklich. Der Abgang, wie ganz natürlich wegen den zweenen täglich entzogenen Groschen, zeigte sich auch an den Speisen immer mehr und mehr, und da half das Klagen schon gar nichts; weil der Kommendant selbst zwanzig Jesuiten die Kost gab, und sie karg und schlecht behandelte.

Mein Gespan, und ich hatten in den letzten Jahren einmal eine außerordentliche Angst auszustehn. Ein niederländischer Ingenieur, der vormals den ersten Sohn des Pombals in

der

der Kriegsbaukunst unterwiesen hatte, wurde wegen einem ihm aufgebürdeten Staatsverbrechen in einem neben uns gelegenen Kerker gesetzt. Wir hatten Mitleiden mit dem guten Manne; trösteten ihn daher schriftlich; riethen ihm, wie er sich gegen den Kommendanten, und dem Platzmajor zu verhalten hätte, und schickten ihm zugleich den Schlüssel, damit er an der Wand klopfend mit uns reden, und sich zu Zeiten unterhalten könnte. Dieser Officier wollte sich aber beym Kommendanten in die Gnade setzen, und überreichte ihm alle unsere Schriften, worinn wir den Kommendanten sowohl als den Platzmajor nicht von der beßten Seite geschildert hatten. Der Kommendant wüthete und tobte, als er dieses las, und dachte mit uns auf das schärfeste zu verfahren, uns alles fortzunehmen, uns von einander zu trennen, und mit Brod und Wasser ohne Licht unbarmherzig verschmachten zu lassen. Er entdeckte diesen seinen Entschluß einem Pater, dem er sehr geneigt war, und dieser machte es uns wieder zu wissen. Wir [illegible]en in dieser äußersten Verlegenheit kein [illegible]es Mittel, als gedachten Pater, der unser sehr guter Freund war, zu bitten, daß er durch Fürspruch den Kommendanten besänftigen, und bewegen möchte, zu uns zu kommen, damit wir ihm Abbitte thun, und alle mögliche Genugthuung leisten könnten. Er kam auch wirklich in unsern Kerker. Wir fielen ihm alsogleich zu Füßen, entblößten die Schultern, fiengen

an uns zu geißeln, und bathen weinend um Vergebung. Dieses seltsame, und unverhoffte Schauspiel rührte ihn; er hob uns von den Boden auf; warnete uns vor einem künftigen ähnlichen Vergehn, und verzieh uns. In der That hat er uns diese Sache auch nie mehr vorgeworfen, noch auf irgend eine Art entgelten lassen. Den Platzmajor, der ebenfalls durch unsere Schrift sich hätte ärgern können, und sich beleidiget finden, bathen wir auch um Verzeihung; dieser aber machte wenig aus der Sache.

Die erst beschriebene Unterdrückung, und große Noth, und Elend, daurte bis ins Jahr 1777, in welchem die Krankheit des Königs so sehr überhand nahm, daß keine Hoffnung des Lebens mehr übrig blieb. Pombal hatte den Entschluß gefaßt, sich noch an vier großen Häusern zu rächen, und zu dem Ende schon vier unterirdische Kerker, oder vielmehr Todtengruften zubereiten lassen. Diese Familien, als sie das Vorhaben des Pombals erfuhren, sagten der Königinn, die damals der portugiesischen Staatsverfassung gemäß, wegen Unvermögenheit des Königs, schon eine geraume Zeit die Regierung führte: Sie möchte ein Mittel treffen; sonst wären sie gezwungen, den Minister gewaltthätiger Weise aus dem Wege zu räumen.

Aus dieser, und noch andern Ursachen verboth ihm die Königinn den Zutritt zum königlichen

chen Palast; untersagte auch den Aerzten, und allen, die um den kranken König waren, von seinem Befinden jemanden, besonders aber den Minister etwas wissen zu lassen. Pombal lebte also immer in guter Hoffnung, und glaubte nicht, daß es mit dem König schon so weit gekommen wäre, als selber den 24 Februar 1777, im 63 Jahre seines Alters, und im 27 seiner Regierung starb.

Wir hatten von den mißlichen Umständen des Königs schon früher Nachricht; seinen Tod erfuhren wir gleich noch selbe Nacht, in der er die Ewigkeit angetreten hatte, durch die auf den Festungen zu jeder halben Stunde gelösten Kanonen, wie solches in Portugall gebräuchlich ist, wenn jemand aus der königlichen Familie stirbt. Tags darauf wurden wir dessen auch von den Officiern versichert. Wir konnten nun sicher eine baldige Erlösung hoffen, und zwar um so mehr, als wir auch vernahmen, daß der König in seinem Testamente drey Stücke hauptsächlich verordnet hatte: 1) Alle Staatsgefangene, die sich noch auf einige tausende beliefen, los zu lassen. 2) Alle Schulden richtig zu bezahlen; denn Pombal hatte auch den königlichen Bedienten, und andern den Sold einige Jahre hindurch nicht ausfolgen lassen. 3) Daß seine Thronfolgerinn, und Tochter immer ein gutes Verständniß mit dem päpstlichen Stuhle unterhalten sollte.

Sechzehntes Hauptstück.

Angekündigte Befreyung aus der Gefangenschaft.

Am 20 März kam schon ein vom Hofe geschickter Minister, uns ausgemergelten, und meistens halbtodten Gefangenen die Freyheit anzukünden. Doch ward noch ein sehr hartes Bedingniß angehängt. — Keiner durfte nämlich den Kerker verlassen, bis er nicht zeigen konnte, daß er außer demselben seine Versorgung habe; und dieß konnten selbst viele Portugiesen lange Zeit nicht erhalten. Denn die Königinn gab anfangs nur das Reisegeld, in sein bestimmtes Ort reisen zu können; und erst nach einigen Jahren, wie ich gehört habe, schöpfte sie den Exjesuiten eine Pension. — Indessen liefen die täglichen fünfzehn Groschen fort, so lang man in der Festung zu bleiben gezwungen war.

Unsere Freyheit bestund also anfangs blos darinn, daß die Thüren der Kerker Tag und Nacht offen waren; daß wir ungehindert die Leute in der Festung besuchen, in und außer selber spatzieren gehn, mit Erlaubniß des Kommendanten auch nach Lissabon reisen, doch so, daß wir zur Nachtszeit allemal zurück kehren mußten,

ten, und in der Festungskirche die heilige Messe lesen durften. — Mit Essen, und Trinken, und Liegerstatt aber blieb es beym Alten.

Der Kardinal Erzbischof, und Patriarch von Lissabon ertheilte uns auf unser Anhalten auf drey Jahre, ohne uns zu stellen, oder examinirt zu werden, die schriftliche Erlaubniß, die ich noch bey mir behalte, nicht nur Messe zu lesen, sondern auch zu predigen, und Beicht zu hören; uns, die wir zuvor in der ganzen Monarchie suspendirt waren, und als Irregulares, und excommunicirt ausgeschrieen wurden. Ja in einigen Broschüren ward sogar behauptet, es sey nicht erlaubt, von einem Jesuiten das Weihwasser zu nehmen.

Es ist unglaublich, wie geschwind die traurigsten Auftritte in fröhliche sich ändern können. In einem von unserer Festung eine halbe Stunde entlegenen Flecken Carcavelos genannt, war damals eine Pfarre vacant; einer von uns hielt um selbe an; ohne sich weder bey Hofe, weder bey dem Kardinal Erzbischofe zu stellen, sondern nur auf Anhalten der Gemeinde des Orts wurde ihm die Pfarre ertheilt, und er feyerlich eingesetzt. — Einige Exjesuiten giengen gleich zu ihren Anverwandten; unter andern der Pater Noranha, von einem sehr adelichen Hause herstammend, der hernach in Lissabon mit größtem Beyfalle und allgemeinem Frohlocken des Volks geprediget hat.

Wie die Leute hörten, daß es nun erlaubt sey, mit uns umzugehn, kamen sie, weil es eben um die österliche Zeit war, ihre Beicht in unsern Kerkern abzulegen; sie kamen schaarenweise uns zu sprechen, und unsere Kerker zu sehn. Sie erstaunten, wie es möglich gewesen, in diesen finstern, und abscheulichen Gruben so viele Jahre, das Leben erhalten zu können, und gewiß nicht ohne Ursache. Zum Beweise will ich nur einen an eine Cisterne stoßenden Kerker beschreiben, in dem drey Jesuiten von meiner Provinz gelegen sind. — Dieser erschreckliche Kerker war so feucht, daß an den Mauern ein grünlichtes Gemüse wuchs; wenn man eine Melone, oder andern Kern auf den Boden fallen ließ, fieng er an zu sprossen, zu wachsen, und selbst Blätter zu treiben, aber allzeit gegen die Thüre sich zu wenden, um einige Luft zu bekommen. Sonderbar war auch, daß wenn man ein Stück Moosrohr in die Mauer steckte, daran etwas aufzuhängen, fieng es ebenfalls zu sprossen an. Ein Layenbruder von Tunckin gebürtig, Paul Machiado mit Namen, hatte Reliquien seines heiligen Namenspatrons an der Wand hängend, die mit spanischem Wachse versiegelt waren. Das spanische Wachs zerschmolz aus großer Feuchtigkeit, und Wärme des Kerkers, so zwar, daß es, wie Blut herab träufelte. Dieß zeigten die Gefangenen dem Kerkermeister, und sagten: Sehen sie, sogar der heilige Paulus, dessen Reliquien dort hangen, ist in diesem schrecklichen

chen

chen Kerker gezwungen, Blut zu schwitzen. — Oft fiel vom Oberboden ein Spinngewebe, wie ein Leilach auf die Better herab. — In der Frühe beym Erwachen fanden die armen Jesuiten daselbst ihre Decken so naß, als wenn ein starker Thau darauf gefallen wäre. Und dem allen ungeachtet ist in diesem Kerker kein einziger gestorben, obschon sie die größten und schwersten Krankheiten in selbem ausgestanden haben. Unter diesen befand sich sechs Jahre lang mein zehnjähriger Gespan meines letztern Kerkers, den man die Ader zu gleicher Zeit an Händen und Füßen zum öftern öffnen mußte, um ihn von dem Tode zu retten, und dieser erzählte mir das große Elend des gedachten Kerkers.

Da viele der gefangenen Jesuiten von ihren Familien wenig, oder gar keine Hülfe zu erwarten hatten, wußten sie auch nicht, wohin sie sich zu wenden hatten, und mußten gleichwohl froh seyn, die vorige elende Verpflegung in den Kerkern noch länger genießen zu können.

In der größten Verlegenheit waren die Ausländer; zwölf Deutsche, sechs Italiäner, zwey Engländer, und insonderheit ich. Denn da ich niemals einer europäischen Provinz, sondern nur blos als Mißionair der goanischen einverbleibt war; wußte ich bey weitem nicht, wohin ich mich wenden sollte, und ob ich in meinem Vaterlande einen standesmäßigen Aufenthalt finden würde.

Um

Um diese Zeit kam ein portugiesischer Kavalier Johann de Castro, Statthalter einer königlichen Provinz in unsere Festung, und wollte einen der dasigen Exjesuiten zum Hofmeister für seine Söhne aussuchen; ich ward ihm vorgeschlagen; er versprach mir goldene Berge, und ich sagte ihm zu. — Er zog aber hernach die Sache so lange hinaus, daß ich noch drey Monate in meinem elenden Kerker verbleiben mußte. Diese Zeit war ich ganz allein; weil mein Kerkerkamerad zu seiner Frau Schwester nach Lissabon abgegangen war. — Diesen guten Mann kann ich unmöglich vergessen, mit welchem ich die zehn letztere Jahre im Kerker zugebracht habe; und obwohl er ein Portugies, und ich ein Deutscher war, so sind wir doch vielleicht besser, als viele leibliche Brüder übereins gekommen. Gott tröste ihn (denn er ist schon vor geraumer Zeit gestorben) und belohne ihm die große gegen mich jederzeit erwiesene Gewogenheit; denn es ist nicht leicht zu glauben, was für eine große Gnade Gottes es sey, einen guten Gespan in solchen traurigen Umständen bekommen zu haben.

Indessen kam der wienerische Gesandte Herr Adam von Lebzeltern, des römischen Reichs Ritter, auf Befehl der höchstseligen Käiserinn Maria Theresia in die Festung, ohne sich uns zu erkennen zu geben, ließ alle deutsche Exjesuiten zusammen berufen, und fragte jeden um Name, und Vaterland, und dergleichen; endlich sagte er

er uns, wir sollten unser Anliegen dem kaiserlichen Gesandten schriftlich vortragen. Er war all' incognito gekommen, und hatte Kutsche, und Pferde vor dem Thore halten lassen, damit ihm von der Festung aus nicht die gewöhnlichen Ehrbezeigungen erwiesen wurden. — Er hat sich nach der Zeit um uns eifrigst angenommen, und uns auch zum öftern erquickende Speise und Trank zugeschicket.

Wenn ein deutscher Exjesuit Geschäffte halber nach Lissabon kam, hatte er sichere Einkehr, und die beßte Bewirthung bey einem deutschen Kupferschmied mit Namen Posch. Dieser gutherzige Mann kam auch einmal in Gesellschaft eines deutschen Paters Karmeliter von Botzen gebürtig, Pater Paul Larcher, in unsere Festung, brachte die auserlesensten Speisen, und den beßten Wein mit, rief die deutschen Exjesuiten zusamm, und unterhielt sich mit uns den ganzen Tag ganz lustig, und vergnügt.

Die nämliche Mildthätigkeit erfuhren wir von einem Artilleriekapitain der Festung einem Kalvinisten von Zürch. Dieser kam zu uns in die Kerker, und labte uns ebenfalls mit Speise und Trank, und machte sich mit uns lustig. Ob er schon ein junger Mann von etwa dreyßig Jahren war, und uns Deutschen in einem der beßten Kerker versammelt hatte, fiel er doch in eine Ohnmacht; so groß war der Dampf der Kerker auch bey offenen Thüren. Er sagte uns nach

nach der Zeit ganz offenherzig, es würde für ihn ein großes Vergnügen seyn, mit uns öfters umgehn zu können, er getraue sich aber nicht mehr in diese Kerker hinunter zu kommen.

Die Portugiesen unsere Mitbrüder staunten, und beneideten uns beynahe, als sie diese Gutherzigkeit unserer Landesleute sahen. — Wir waren aber damals alle einer Erquickung höchst bedürftig; denn wir krochen mehr todt, als lebendig herum. — Im Anfange unserer auch noch so sehr eingeschränkten Freyheit, mußten wir Gesundheit halber sehr behutsam seyn, und durften weder zu viel freye Luft schöpfen, noch uns wegen den Augen zu viel an hellem Taglichte aufhalten, und bey starkem Sonnenscheine mußten wir sie mit einem Schnupftuche verhüllen. Auch der kaiserliche Gesandte hat uns hernach bekennet, daß er in unsern Kerkern beynahe ohnmächtig geworden wäre. Er sagte uns vor unserer Abreise, wir sollten jene Gefängnisse der Kaiserinn Majestät nur nicht gut abmalen, indem er sie Ihr auf das häßlichste beschrieben hätte. Und doch hatte er in einem der beßten nur eine kurze Zeit mit uns geredet.

Wir giengen anfangs meistentheils nur in der Festung herum, und besuchten unsere Kostleute, nachgehends aber wagten wir uns etwas weiters, und durchstrichen die umliegenden Oerter; und nachdem wir die freyere Luft zu genießen schon gewohnt waren, verfügten wir

uns

uns auch nach Lissabon, so drey kleine Stunden weit von unserer Festung entlegen war. — Zum öftern aber giengen wir nach den Marktflecken Oeiras, der eine starke Viertelstunde entlegen war, und dem Sebastian Joseph Carvalho, ersten Staatsminister Anno 1761, als eine eigenthümliche Grafschaft von dem Könige ist gegeben worden. — Da bewunderten wir seinen prächtigsten Palast, wo zwey Jahre vor dem Tode des Königs, der König und seine ganze Familie mit der Familie des Pombals eine geraume Zeit gewohnt hatten. Der anstossende Lustgarten mit den schönsten, und künstlichsten Statuen, und Wasserkünsten versehen, ist würdig besucht zu werden. Zudem dient der auf mehrere Stunden sich erstreckende, und mit hohen prächtigen Ringmauern umgebene Weingarten zur größten Ergötzung. Denn Pombal sah kein Geld an, um alle dort anstossende Weingärten an sich zu ziehen, und aufzukaufen. Niemand darfte sich widersetzen, ihm solche ausfolgen zu lassen, und wenn seine Authorität nicht erklecklich schien, spendirte er das Ansehen des Königs.

Da ich nach meiner Gefangenschaft das erstemal in die große Stadt Lissabon kam, traf ich sie freylich ganz anders an, als ich sie im Jahre 1753 verließ, um nach Indien abzusegeln. Nach erfolgtem erbärmlichen Erdbeben ist sie besser hergestellt, und mit schönern Palästen ausgeziert worden, als zuvor. Merkwürdig

ist der große, und am Fluß Tagus anstoßende schöne Platz Roßio genannt zu sehen, in dessen Mitte eine sehr schöne, und künstlich von Erze gegossene Statue, die Joseph den Ersten König in Portugall zu Pferde vorstellet, einige Jahre vor seinem Tode ist aufgerichtet worden. Am Fuße dieser Statue ist ein ovales Brustbild von weißem Marmor eingesetzt, so den ersten Staatsminister Marquis von Pombal vorstellt. Alles macht ein prächtiges Ansehn, und ward damals Tag, und Nacht mit einer Schildwache beschützet. Nach dem Tode des Königs aber erhob sich eine heftige Wuth des Volkes wegen diesem Brustbilde, und wuchs der Haß gegen den Minister, der schon vom Hofe in sein Marquisat verwiesen war, so weit, daß Buben, und Mädchen die Schildwache bathen, man möchte ihnen erlauben, dieß verhaßte Bild mit Kothe zu werfen. — Der königliche Hof, um einer Empörung, oder Aufruhr des aufgebrachten Pöbels vorzubeugen, sah sich gezwungen, das gedachte Brustbild nächtlicher Weile heraus zu nehmen, und statt dessen das Wappen der Stadt Lissabon, so ein mit vollen Segeln laufendes Schiff vorstellt, einzusetzen. Da ich nach Lissabon kam, hatte ich schon nicht mehr das Glück, jenes Brustbild zu sehn. — Es ist unglaublich, was für einen Haß, und welche Wuth das ganze Volk wider diesen Minister hegte. Wenn ich auf den Wegen einhergieng, konnte ich nichts anders, als Schmähen wider den Minister, und Wünsche hören, daß er in

tausend Stücke zerrissen würde; ich kan ganz übel an, wenn ich ihn da und dort in etwas zu entschuldigen trachtete.

Der wienerische Gesandte gab sich indessen alle Mühe, vom Hofe zu Lissabon für uns Deutsche ein Haus zu erhalten, in welchem wir bis zu unserer Abreise beysammen wohnen könnten. Es ward ihm aber unter dem Vorwande einer zu befürchtenden Unruhe, oder Rebellion abgeschlagen. Endlich nahm er die deutschen Exjesuiten in seinen prächtigen Palast auf, und traktirte sie an seiner herrlichen Tafel; er erhielt uns vom Hofe das nöthige Reisegeld, verschaffte uns eine bessere, und anständigere Kleidung, und fragte uns fast täglich, ob uns wohl nichts abgieng; indem er ja gar nicht wollte, daß wir in Wien über ihn klagen könnten. Er that es nicht auf eigene Kosten, sondern hatte dazu die Anweisung von seinem Hofe erhalten. Dem ungeachtet muß ich ihm die Ehre geben, daß er als ein wahrer Christ uns mit wahrer christlichen und brüderlichen Liebe behandelt habe.

Anfangs genoß ich dieß Glück meiner Landsleute nicht; weil ich dem Herrn de Castro das Wort gegeben hatte, Hofmeister seiner Söhne zu werden, und dieser mich drey Monate unter zerschiedenen Vorwänden im Kerker sitzen ließ. — Ich begab mich also auf den Weg nach Lissabon, mit diesem Herrn selbst zu sprechen; denn ich hatte sichere Nachricht, daß er sich Geschäffte

halber dort befand; ich erhielt aber unter Wegs von einem Mitbruder, und Freunde, der sich schon seit einigen Tagen in dem Palaste des kaiserlichen Gesandten aufgehalten hatte, einen Brief, worinn er mir schrieb, daß er gehört hätte, Herr de Castro werde mir von allem dem, so er versprochen hätte, wenig halten; ich sollte also bey guter Zeit dazu thun, mit ihm, und den übrigen nach Deutschland reisen zu können; auch dort könnte ich, wenn es die Noth erforderte, einen Hofmeister abgeben. Auf diese Nachricht gieng ich alsogleich nicht zu dem Herrn de Castro, sondern zu dem kaiserlichen Gesandten, und bath ihn um die Gnade, er möchte mir vom portugiesischen Hofe die Erlaubniß auswirken, mit den übrigen Deutschen in mein Vaterland zurück zu kehren. Es misfiel den Gesandten, wie ich schon vorher gemerkt hatte, daß ich mich nicht gleich mit den übrigen an ihn gewendet hatte. Er gab mir also die kurze und spröde Antwort: Es wäre für seine Person nicht anständig, für mich allein so viele, und mühsame Schritte zu machen; ich möchte nur selbst zusehn, wie ich es bewirken könnte.

Ich faßte also Muth, und verfügte mich zu dem obersten Schatzmeister Marquis von Engunias, und ward sofort auch von dem ersten Staatsminister Grafen von Ponte de Lima vorgelassen. Beyde nahmen mich ganz gnädig auf, bewilligten unverzüglich meine Bitte,

Bitte, und ließen mir die verlangte Erlaubniß schriftlich ausfolgen; sie gaben mir auch die Anweisung, das Nämliche bey dem königlichen Zahlmeister erheben zu können, was die übrigen deutschen Exjesuiten erhalten hatten. — Als ich mich bey den zweenen Ministern bedankte, sagte mir ein sehr ansehnlicher Kriegsofficier, der zugegen war: „Gehen sie nun in ihr Vaterland; leben sie wohl; bethen sie für uns; reden sie aber nicht übel von den Portugiesen; über den Pombal können sie schon schmähen, und sich billig beklagen.„

Nachdem ich mich auch mit obgedachtem Herrn de Castro, dem mein Vorhaben sehr zu Herzen gieng, abfindig gemacht hatte, kehrte ich hierauf voll der Freude zu dem kaiserlichen Gesandten, und nach einem herrlichen, wiewohl sehr späten Mittagessen, mußte ich zu Fuße in meinen Kerker zurück kehren. Alles dieses geschah in einem Tage; man kann sich also leicht vorstellen, was große Mühe ich ausgestanden habe, bald zu diesem, bald zu einem andern Palaste in einer so großen Stadt herum zu laufen, und zuvor schon ganz ermüdet, wieder einen dreystündigen Weg zur Festung anzutreten; da aber alles nach Wunsch abgelaufen, habe ich es auch leicht verschmerzen können.

Zween, oder drey Tage darauf, den zehnten Julius, kam ein Layenbruder des Gesand-

ten mit einem Schifflein mich vom Kerker abzuholen. Da meine Sachen schon zusammen gepackt waren, beurlaubte ich mich beym Kommendanten, beym Platzmajor, andern Officieren, und bey meiner Kostfrau; umarmte meine liebe Mitbrüder, achtzehn an der Zahl, die aus Mangel eines sichern Aufenthaltes noch zurücke bleiben mußten; fuhr nach Lissabon, und ward im Palaste des schon oft angerühmten Gesandten den übrigen deutschen Exjesuiten beygesellet.

Siebenzehntes Hauptstück.

Wirkliche Freyheit. Reise von Lissabon nach Genua, Wien, Bozen. Aufenthalt daselbst.

Der Gesandte miethete für zwölf Exjesuiten ein danziger Schiff; darunter waren sieben Deutsche (denn drey andere sind schon vorher durch ein anders Schiff nach Kölln abgeschickt worden) und fünf Wälsche; derer letztern sich der päpstliche Nuntius angenommen hatte. Das Schiff hatte nach Italien keine andere Ladung, als diese zwölf Exjesuiten, und das nothwendige Proviant; der Gesandte zahlte dem Kapitain das Geld für die Seereise, und gab uns das übrige für die Landreise, so beyläufig

läufig hundert und siebenzig Gulden betraf; jedem händigte er einen Passaport, und ein Empfehlungsschreiben an den Fürsten von Kaunitz ein; schickte uns letztlich, da wir schon auf dem Schiffe waren, vier schweinene Schunken, Brod, und einige Bouteillen Wein in das Schiff.

Am 18 Julius 1777 giengen wir unter Segel, sagten der Festung des heiligen Julians, unserm sechzehnjährigen traurigen Wohnorte im Vorbeyfahren das letzte Lebewohl, und fuhren durch die Meerenge von Gibraltar nach Genua. Es war eine glückliche Reise von achtzehn Tagen. Nur hatten wir eine außerordentliche Hitze zu ertragen, so daß wir schwarz, beynahe wie die Mohren geworden sind. Unser größtes Glück war es, daß uns kein afrikanischer Seeräuber aufgestoßen ist; sonst wären wir unfehlbar von einer achtzehnjährigen, gleich wieder in eine vermuthlich ewige Gefangenschaft gerathen; denn unser Schiff hatte keinen Passaport von den afrikanischen Potenzen, kein Schießpulver, und nur hölzerne Kanonen auf dem Scheine. Wir hätten also keinem Angriffe widerstehn können. — Daß uns der gütigste Gott überdas einem großen Unglücke entrissen habe, kann auch dieß hinzu gesetzt werden. Unser danziger Kapitain, und zugleich Pilote, oder Steuermann des Schiffes hatte sich in seiner Rechnung betrogen; und da er vermeynte mit sei-

nem Schiffe weit von der Erde, von den Klippen, und Sandbänken entfernet zu seyn, fuhr das Schiff nahe bey der Insel Sardinien nächtlicher Weile durch zwo eng beysamm gelegenen Klippen vorbey, und hat, so zu sagen, kein Haar gefehlt, daß es nicht gescheitert ist, und wir schlafend nicht in den Grund des Meers sind versenkt worden; den Zufall hat uns der Kapitain selbst bey anbrechendem Tage erzählt.

Wir erreichten endlich das genuesische Gebiete; aber es kostete uns sehr viele Mühe, in den Haven von Genua einzulaufen. Eine kleine Viertelstunde vorher legte sich der Wind gänzlich, so daß wir weder vor, noch zurückwärts konnten. So nahe an dem Lande zu bleiben war wegen dem sehr gefährlichen Grunde des Meers nicht rathsam. Die Schiffleute im Haven sahen endlich unsere misliche Umstände, und fuhren uns mit ihren Booten, oder kleinen Schiffchen entgegen. Sie sagten uns, es wäre kein anderes Mittel, als das Schiff mit Stricken hinein zu ziehen, und also geschah es; wir arme, schwache, und ausgemergelte Exjesuiten halfen, so gut wir immer konnten, das Schiff in den erwünschten Meerhaven hinein zu schleppen, und auf solche Art wurden die Anker geworfen, um das ermüdete Schiff auf selben ruhen zu lassen. Da nun alles dieses vollbracht war, rückte schon wirklich die Nacht an: man kann den schönen, und

höchst

höchst ergötzlichen Anblick, so diese große und prächtige Stadt Genua von sich giebt, nicht genugsam beschreiben. Denn die Häuser und Paläste waren schon beleuchtet, und da eine Gasse über die andere auf eine annehmliche Anhöhe gesetzt ist, scheint die Stadt einem Amphitheater ganz ähnlich zu seyn. Tags darauf kamen die Gesundheitskommissarien, besichtigten einen nach dem andern, mehr, wie mir schien, des Gebrauchs, als der Sache wegen, und erlaubten uns ans Land zu steigen. Im Aussteigen hatte ich das Unglück, durch einen Fehltritt mein Schienbein zu verletzen; welcher Zufall mir hernach nicht wenig zu schaffen gab. — Am Stadtthore wurde unsere elende Bagage visitirt; dieß geschieht aber gemeiniglich nur obenhin, und scheinweise, damit die bestellten Aufseher mehrer Trinkgeld bekommen. Da wir dem Capo der Aufseher nur ein kleines Trinkgeld reichten, gab er es uns wieder zurück mit den Worten: „Meine Patres! ich sehe wohl, daß sie sehr arm sind; nehmen sie auch dieß wieder zurück.„ Wir nahmen es auch nicht ungerne.

Einige Exjesuiten von Genua stellten uns dem Erzbischofe vor, der uns eine schriftliche Erlaubniß Messe zu lesen ertheilte. Dieser Prälat fragte uns unter andern, ob wir während der so langen Gefangenschaft über die uns aufgebürdeten großen Verbrechen wären zur Frage gestellt, oder derselben überwiesen worden?

den? Wir antworteten der Wahrheit gemäß mit Nein: „Nun, sagte er, dieß ist in der That unerhört, und unmenschlich.„ Wir verkauften in Genua zerschiedene Sachen, unter andern unsere schlechten Better, die wir in den Kerkern gehabt hatten, und die auf dem Schiffe uns doch sehr nothwendig waren; denn sie dienten uns auf der Landreise nicht mehr, und wären uns nur zur Last gewesen. Ich verkaufte auch alles, was mir in der Gefangenschaft zur Messe gedient hatte. Auf die Reise nahm ich es zu dem Ende mit, daß, wenn einer aus uns in die Todesgefahr gerathen sollte, er mit dem heiligen Abendmahle könnte versehn werden. — In Genua hatte ich das Vergnügen zween Exjesuiten anzutreffen, die ehemals in Rom meine Connovizen gewesen waren. Sie hätten mich gerne zum Mittagessen eingeladen; wagten es aber nicht, um den Herren, die über die Jesuitenaffairen gesetzt waren, keinen Verdacht zu erwecken; indem es selbe schon ungerne sahen, wenn irgendwo drey, oder vier Exjesuiten beysammen waren. — Und dieß geschah nicht allein in Genua, sondern auch in andern großen Städten. — Nun endlich bin ich (dem allmächtigen, und gütigen Gott sey unendlicher Dank, und Lob gesagt) in ein Ort gekommen, wo ich dem ungestümen, und so gefährlichen Meere, auf welchem ich beyläufig achtzehn Monate herum gefahren bin, das lezte Lebewohl sagen kann.

Nach einem Aufenthalte von vier Tagen, in welchem wir wegen allzu großer Hitze fast verschmachtet sind, fuhren wir, sechs an der Zahl, als Pater Ignaz Saintmartini, Joseph Anton Unger, Martin Schwarz, Anselm Eckart, und ich sammt einem Layenbruder Mathias Piller in drey Kaleschen nach Mayland; nachdem wir uns bey unsern gewesenen Reisegefährten, den fünf Italiänern, Pater Franz Storioni, Franz Fillippi, Peter Mario, und zween Layenbüdern Mathias Brailla, und Peter Tomasi, wie auch von dem siebenten Deutschen, Pater Joseph Keiling beurlaubet hatten. Dieser wollte mit den Italiänern im Monat September, da schon die größte Hitze, und die ungesunde Luft in Rom sich endiget, um die heilige Stadt zu besuchen, abreisen. Er erhielt auch von der höchstseligen Kaiserinn die hohe Gnade, die ihm von Höchstderoselben geschöpfte Pension in Rom genießen zu können. Weil ihm aber das Geld niemals (weiß nicht aus was Ursache) ausfolgen wollte, war er endlich gezwungen, sich nach Wien, und von dort nach Schemnitz seinem Geburtsorte, wo ihm die Pension ist angewiesen worden, zu begeben.

In Pavia fiel ich bey dem Aussteigen aus der Kutsche, und beschädigte mich am linken Fuße. Da ich es nicht achtete, schwoll mir hernach der Fuß so auf, daß wir uns in Cremona einen Tag aufhalten mußten, unsere Reise nach Wien fortsetzen zu können. Ich

ließ

ließ einen Wundarzt berufen, der mit einigen Ueberschlägen, mit warmen Eßig, und Wasser zubereitet, mich in Bälde also hergestellet hat, daß wir unsere Reise weiter vorzunehmen im Stande waren. Doch mußte ich mich immer befleißen, mit selbigem Fuße gegen das Kutschenthürchen zu sitzen, um eine frischere Luft zu erhalten. Auch itzt noch empfinde ich selbigen Fall; denn, wenn der Fuß sich etwas mehrers, besonders Sommerszeit, erhitzet, so fängt er zu spannen, und aufzuschwellen an.

Da wir in Mayland angekommen sind, besichtigten wir ein wenig diese schöne, große, alte, und prächtige Stadt. Es besuchten uns auch unterschiedliche Exjesuiten, denen wir unser ausgestandenes langwieriges Ungewitter, das ist, unsere harte Gefangenschaft erzählten; unter andern befanden sich auch einige Spaniolen dabey, die von ihrem Schicksale nicht Weniges zu erzählen wußten. Nur drey, oder vier Tage hatten wir uns da aufgehalten: wir mietheten dann eine Kutsche mit vier Pferden nach Wien zu fahren. Der Contract ist ordentlich aufgesetzt worden, mit einem florentinischen Vettorino Pietro Chiesi genannt, uns um fünf und sechzig Zechinen, mit Verpflegung alla mercantile, und Bezahlung des Maut- und Weggeldes sicher nach Wien zu liefern.

Nach Urlaubnehmung von zweenen deutschen Mitbrüdern, meinen beßten Freunden, dem Pater

Pater Martin Schwarz, und Anselmus Eckart, die mit einem neapolitanischen Vettorino den Weg über das liebe Tyrol nach München nahmen, sind wir obgedachte vier den 14 Augustmonat von Mayland aufgebrochen, und nachdem wir Mantua, Verona, und das venetianische Gebiete zurück gelegt hatten, sind wir in Pontavel, kränischer Gränze (wo unsere ganze armselige Bagage wieder aufs genaueste durchsuchet worden ist) und auf dem ersten deutschen Boden angekommen. Nachdem wir über Kärnten, Steyermark, und Oesterreich immer harte, und gefährliche Straßen mit unsern vier Schindmären (die zum öftern auf dem Wege nieder gefallen sind; das beßte aus selben ist in Steyermark sehr krank geworden) nicht mit geringer Mühe durchgefahren sind. Endlich nach vollbrachter dieser beschwerlichen Reise von zwanzig Tagen, von Mayland aus gerechnet, trafen wir am dritten September 1777 in Wien ein, und stiegen bey dem goldenen Lamme auf der Wieden ab.

Am folgenden Tage kamen alsobald einige Exjesuiten uns heimzusuchen; bey welchen wir uns erkundigten, wie wir uns zu verhalten hätten, um auf das bäldeste die gnädigste Audienz bey Ihrer K. K. Majestät erhalten zu können. Wir hatten zwar (wie schon oben gemeldet worden) unsere Empfehlungsschreiben von dem zu Lissabon residirenden wienerischen

Ge=

Gesandten bey uns, um selbe dem Fürsten von Kauniz, ersten Staatsminister, einzuhändigen; dieser aber befand sich zu selbiger Zeit nicht in Wien, sondern in Laxenburg. Man rieth uns also zum geheimen Kabinetssekretair Baron von Pichler, als einem sehr guten Freunde der Jesuiten, zu gehn. Dieser Herr empfieng uns sehr gnädig, und sagte uns, wir sollten ein Memorial an Ihre Majestät die Kaiserinn aufsetzen, welches er dann überreichen würde. Allein da wir schon dreyßig Jahre außer Deutschland uns aufgehalten hatten, so konnten wir nicht einmal mehr rechs Deutsch reden, noch vielweniger schreiben. Wir mußten uns also das Memorial von einem guten Freunde verfertigen lassen. — Der Baron von Pichler behändigte es beßtens verfertigt Ihrer K. K. Majestät; der Tag zur höchst erwünschten Audienz vorgelassen zu werden, ist der 11 September bestimmt worden.

Man kann sich leicht vorstellen, was für große Freude, und unbeschreiblichen Trost unsere bedrangte Herzen empfunden hatten, als wir hörten, daß wir bey einem mit tausend wichtigsten Geschäfften umrungenen Hofe so geschwind zu dem Gnadenthrone der K. K. Majestät sollten zugelassen werden. Am bestimmten Tage mietheten wir eine Lehenkutsche, und fuhren freudenvoll nach Schönbrun; allwo ihre Majestät dazumal sich aufhielt. Kaum kamen wir an, hat uns der Pater Richter, Beichtvater

der königlichen Hoheit Erzherzoginn Maria Anna, ganz gnädig empfangen; machte die Lehenkutsche zurücke fahren, und führte uns in sein Zimmer. Nach vollbrachten ganz kurzem Gespräche begleitete er uns bis zu der Antichambre. Eine Hofdame meldete uns bey ihrer Majestät an, und alsobald erschien die Kaiserinn; wir machten die gewöhnlichen dreyfachen kniefälligen Beugungen vor ihr; küßten ihre milde Hand, und brachten, so gut wir konnten, unser Anliegen, und demüthige Bitte vor. Die Kaiserinn fiel uns bey unserm Eintritte gleich in die Rede, wünschte uns Glück zu unserer Befreyung von einer so langen, und harten Gefangenschaft; tröstete uns gleich einer mildreichen Mutter, und sprach über verschiedene Sachen durch fast eine halbe Stunde. Sie stellte es jedem frey, wo er künftig seinen Wohnsitz aufschlagen wollte, und als ich die Stadt Botzen erwählte, bewilligte sie mir es; versicherte uns der schon geschöpften jährlichen Pension, und entließ uns gnädigst nach gestattetem Handkusse.

Und wer sollte wohl eine so milde und liebvolle Audienz nicht bewundern? Ich weiß zwar, daß dieser Gnadenthron fast jedem offen zu stehn pflog; daß aber Ihre Majestät vier Personen vorzulassen gnädigst geruht haben, die aus jener, aller Orten, besonders aber wo sie herkamen, auf das abscheulichste, und schändlichste verschrieenen Gesellschaft waren,

kann

kann ich niemals genug bewundern; da ihnen hingegen andere Personen weit geringern Standes und Ranges den Zutritt versagt haben. In Wien selbst wollten wir dem portugiesischen Gesandten unsere Aufwartung machen; wir wurden aber nicht vorgelassen. Das Nämliche erfuhren wir bey dem Herzog Braganza, der sich damals in Wien befand.

Dieser Herzog von Braganza war theils wegen der hohen Geburt, theils wegen seinen vortrefflichen Talenten bey dem königlichen Hofe in Portugall, so wie bey dem Volke sehr beliebt, und hochgeschätzt. Er machte dem Pombal grossen Schatten, der ihn demnach aus dem Königreiche zu bringen auf eine bewunderungswürdige Art getrachtet hat. Er schickte ihn als einen Bothschafter der wichtigsten Geschäffte an den brittischen Hof; als er aber dort angekommen, merkte er erst, betrogen zu seyn, und nichts wenigers, als diese ansehnliche hohe Stelle vertreten zu können. Er war also gezwungen nach den wienerischen Hof sich zu begeben, um dort unter zu kommen, und ein standmäßiges Amt zu erhalten; er hielt sich also in Wien bis zum Tode des Königs auf. Die Thronfolgerinn rief ihn wieder zu sich, und das ganze Königreich hatte eine große Sehnsucht diesen ansehnlichen Mann bey sich zu haben.

Ich schmeichle mir aber nicht wenig, daß Ihre Majestät zu selbiger Zeit (da schon vier

Jahre

Jahre von der Aufhebung der Gesellschaft verflossen waren) genugsam überzeugt waren, daß alle jene Laster, und abscheuliche Verbrechen von den Feinden und Misgönnern nur darum, ohne solcher rechtmäßige Probe zu machen, oder die fälschlich Angeklagten einmal anzuhören, weder zu einer mündlichen, noch schriftlichen Vertheidigung zuzulassen, arglistig, und gewaltthätiger Weise sind vorgegeben, und der ganzen Welt vorgespiegelt worden, damit einmal die aller Orten ihnen im Wege stehende Gesellschaft Jesu endlich weggeräumet, und gänzlich vertilget werden sollte.

Gleich darauf ertheilte uns auch Ihre königliche Hoheit, die Erzherzoginn Marianna eine gnädigste Audienz von einer Viertelstunde; Sie versagte uns dreyen Priestern aus Ehrfurcht den Handkuß, und ließ zu selbem nur den Layenbruder zu. — Nach vollbrachten diesen trostreichen Audienzen führte uns der hochwürdige Pater Richter, Beichtvater der gedachten königlichen Hoheit, in sein Zimmer, und nach lang geführten Gesprächen giengen wir in einen großen, und schönen Speisesaal, allwo wir herrlich und prächtig mit auserlesensten Speisen, und zerschiedenen beßten Weinen sind bedient worden. Unser Vergnügen war aber nicht die köstliche Mahlzeit, sondern daß wir sieben Exjesuiten an der Zahl, nämlich der Pater Richter, der Probst Lechner, Beichtvater der Erzherzoginn Elisabeth königlichen Hoheit,

heit, der Hofprediger, und wir vier an einer Tafel ganz vergnügt beysammen seyn konnten.

Was für ein trost- und freudenvoller Tag dieser für uns gewesen sey, läßt sich leicht einbilden. Nach vielen Unterredungen entließen uns die lieben Patres, und der Pater Richter befahl, uns mit einer Hofkutsche nach Wien zurück zu führen. — In den vier Wochen unsers Aufenthaltes in Wien, sind wir sehr oft von zerschiedenen Herrschaften zur Tafel geladen worden, theils um uns zu sehen, mehrerentheils aber von unsern Unglücksfällen, von der langwierigen Gefangenschaft, von andern in den vier Welttheilen zugetragenen Begebenheiten, und Seltsamkeiten etwas zu hören. Es fiel uns sehr schwer, uns im Deutschen auszudrücken; eben dieses aber gefiel oft den Herren, und besonders dem Frauenzimmer, das dabey etwas zu lachen hatte. Die Tafeln waren alle so prächtig, daß ich wegen meines zusammen geschrumpften Magens immer eine Krankheit besorgte. — Zween meiner Gespanen sind wirklich bey der verwittweten Baronesse von Seitern währender Tafel in die Ohnmacht gefallen.

Ich sehnte mich nun allein nach der lieben Stadt Botzen, wo ich vor drey und dreyßig Jahren die Philosophie studirt hatte; weil ich da noch einige alte Freunde anzutreffen, und meine übrige Lebenstage in glücklicher Ruhe zu-

brin-

bringen zu können hoffte. Nachdem ich also von der böhmischen Hofkanzley abgefertigt war, und die von Ihrer Majestät zur Reise angeschafften hundert Gulden empfangen hatte, verließ ich Wien am zweyten October, und kam den zwölften des nämlichen Monats Anno 1777 glücklich in Botzen an.

Hier lebe ich nun schon im zehnten Jahre ruhig, vergnügt, und ohne mein Verdienst von jedermann geehret. Ich wünschte sehr durch die Seelsorge, oder wie immer meinem Nächsten dienen zu können. Allein mein sechs und sechzigjähriges Alter, die Schwäche meiner Augen, die Engbrüstigkeit, der Schwindel, und die wenigen Leibskräfte verbiethen es mir, und entschuldigen mich zugleich; weil Unmöglichkeiten von Niemanden gefodert werden können.

Es bleibt nun nichts mehr übrig, als meine Leser nochmals zu versichern, daß ich diese Geschichte meines Lebens aufrichtig, wahrhaft, und ohne Vergrößerung der darinn vorkommenden Ereignisse geschrieben habe, und so schließe ich sie mit den Worten des heiligen Paulus: „Gott weiß, daß ich nicht lüge.“

Anhang.

Da ich in dieser meiner Reise- und Lebensgeschichte ein graduirter Doktor der Medizin zu seyn gemeldet habe, wird sich der geneigte Leser vielleicht nicht wenig verwundern, daß ich in diesem ganzen Werke niemals, beynahe gar nichts von dem geschöpften Nutzen dieser meiner Arzneykunst vorgebracht habe. Schon als Candidat der Arzneykunst in Innsbruck, Italien, und auch auf dem Meere überall gab ich gut erfolgte Proben meiner Wissenschaft; und ich wollte auch in Goa nebst meinem theologischen Studium mich noch besser darinn üben, und die Lage des asiatischen Clima in Erkenntniß bringen; ich machte auch mit gutem Erfolge einige Curen. — Es trug sich aber zu, daß ein alter Pater mich zu Rath zog, was er in seinem Zustande zu thun hätte. Er hatte den sogenannten Mordatschin, eine in Asien sehr kritische, und gefährliche Krankheit, die aus einer schlechten Verdauung des Magens entsteht, und die Leute zum öftern in wenig Tagen in die Ewigkeit zu liefern pflegt. Das beßte Mittel diese Krankheit zu kuriren ist eine dreytägige sehr strenge Diät, so nur in einer sehr dünnen Suppe, oder Brühe vom Reiße bestehn muß, und ein siedig heißes Wasser, in welchem man die Ferse des Unpäßlichen so

lang

lang eindunket, bis er die Füße zucket. — Noch ein anderes weit gewaltsameres Mittel braucht man diese Krankheit zu vertreiben. Sie nehmen ein kleines Eisen, gleich einem Hufeisen, besonders zu diesem Ende verfertiget; legen es in die Glut, bis es glühend wird; dann setzen sie es auf die Ferse des Kranken so lang, bis er den Fuß zuckt; und eben dieses ist ein Zeichen der künftigen Genesung; dahingegen die Unempfindlichkeit ein Zeichen des nahenden Todes zu seyn pflegt. — Dergleichen gewaltsame Mittel könnten den Europäern lächerlich, oder grausam vorkommen; jedoch, wie ich gesehn, sind sie gewisse und sichere Hülfsmittel. — Zu dem gedachten Pater also, weil die Krankheit immer mehr zunahm, rief man den Leibarzt des Vicekönigs; und da der Kranke stets eine Brecharzney begehrte, verschrieb der Leibarzt eine solche. In wenigen Stunden darauf wuchs die Krankheit so, daß der gute Pater sich gleich einer Kugel im Bette herumzuwälzen anfieng, und innerhalb drey Tagen seinen Geist aufgab. — Diesen so schnellen Todsfall wollte man mir aufbürden; obwohl er nichts genommen, was ich ihm gerathen hatte; vielleicht wären meine vorgeschriebenen Hülfsmittel sicherer gewesen; denn in der gedachten Krankheit, die man anfangs nicht leicht erkennt, darf nichts Purgirendes gegeben, vielweniger eine Ader geöffnet werden. — Dieses griff mir also ins Herz, daß ich mich entschlossen habe, mich in der Arzney-

kunst nimmer gebrauchen zu lassen, und nur im Falle der Noth den Kranken beyzuspringen.

Noch eine andere Ursache war die Triebfeder, meinen gefaßten Vorsatz zu halten. — Die goanische Provinz hatte einige Jahre, bevor ich nach Indien kam, zween berühmte Leibärzte, einen Italiäner, und einen Spaniolen. Beyde traten aus der Gesellschaft Jesu, und einer von diesen, nämlich der Spaniol gab der Provinz sehr vieles zu schaffen. Da er bey dem Vicekönig alles galt, schickte er das Jesuitenkleid dem Pater Provinzial zurück, und blieb bey demselben. Nachgehends reuete es ihn aber, und er wollte wieder in die Gesellschaft Jesu eintreten. Der Pater Provinzial aber gab zu Antwort, er könnte dieß nicht bewilligen, sondern er müßte auf ein neues von dem Pater General aufgenommen werden. Der Vicekönig drang auf die Sache, und da er die Widerspenstigkeit der Jesuiten sah, blockirte er selbe in ihren Häusern, um sie zu zwingen, diesen Candidaten wieder aufzunehmen. Man fand aber Gelegenheit, den portugiesischen Hof bey Zeiten von solcher Unterdrückung zu berichten, und es kam der gemessene königliche Befehl, den Vicekönig in Eisen, und Band zu schlagen, und also gefangner nach Portugall zu liefern.

Da ich in Goa noch die Theologie studirte, kam ein in der Arzneykunst erfahrner Jesuit, so

der malabarischen Provinz einverleibt war, und hielt sich eine Zeitlang in Goa auf. Dieser war ein Italiäner, und machte vieles aus sich; aber auch von diesem war der Ausgang seines Betragens sehr bedaurungswürdig; und ich halte es rathsamer zu seyn, selben nicht zu erzählen. — Von solchen traurigen Beyspielen mehr, und mehr abgeschreckt, faßte ich den festen Entschluß, mich in meinem Nichts zu erhalten, und als ein Religios Gott ruhiger, und mit besserm Gewissen zu dienen, um desto mehr weil es einem Priester gar nicht wohl ansteht, in den weltlichen Sachen sich so stark einzumischen, und den vielen, und großen Gefahren, die in selben Welttheilen immer bevorstehn, sich ohne dringende Noth auszusetzen.

Bemerkung.

Seite 66 dieser Geschichte an der 19 und 20 Zeile muß also gelesen werden: der Herzog von Aveiro, der aus königlichem Geblüte herstammte, und der Graf von Atoguia.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X XIII.87

Cd/2050/r.be/1
450—

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thoman, Mauriz,

Mauriz Thomans, ehemaligen Jesuitens und Mißionars in Asien und Afrika, Reise- und Lebensbeschreibung

Augsburg 1788

It.sing. 1058
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468342-5
VD18 14730022-001